

Vergißeinnicht 1907

7 (1907)

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

25. Jahrgang.
Nr. 7.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.
Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
gehen am ein-
fachen auf dem
Abschnitt der
Postanweisung.



Köln a. Rh.
Juli 1907.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Junge Kaffernfrau.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Das Tränentuch.

Im Tal der Etsch ist eine Sitte:
Man gibt der Braut im Festgewand,
Lenkt zum Altare sie die Schritte,
Ein linnen Tüchlein in die Hand,

Mit ihm der Nahrung heiße Zähren
Zu trocknen an dem Hochzeitstag —
Ach, daß es doch die letzten wären,
Die sie im Leben weinen mag!

Betritt sie dann die eig'ne Schwelle
Und räumt den jungen Haushalt ein,
Gibt sie dem Tuch die Ehrenstelle
Im frischen, duft'gen Weißzeugschrein.

Mag füllen sich der Schrank und leeren,
Das Tuch behält den alten Plaz;
Vor Staub, vor zeitlichem Verfehren
Gehütet wird es wie ein Schatz.

Nach rinnen hin des Lebens Jahre,
Nur Lieb' und Treue dauern echt —
Und wieder schreitet zum Altare
Ein neu ersprossenes Geschlecht.

Als lieblichstes der Angebinde,
Mit Segenswort und frommem Reim,
Die Mutter steuert ihrem Kinde
Ein neues Tuch ins neue Heim.

Sie selbst, ob alternd, hat noch immer
Ihr eigenes sich wohl verwahrt,
Zu ihres letzten Tages Schimmer
Im Kasten weislich aufgespart.

Beim Schlummer auf dem Totenschragen
Ihr Antlitz deckt das Tüchlein jezt,
Das einst in ihrer Jugend Tagen
Mit Freudentränen sie benezt.

Heinrich Bierordt.

Eine kassrische Bühne.

M. Hill. Dieser merkwürdige Titel, der natürlich cum grano salis zu verstehen ist, findet sich schon in einem früheren Jahrgange des „Vergißmeinnicht“. Als nämlich der Hochwürdigste Herr Bischof Dr. Heinrich Delafle O. M. J. im November 1904 Mariannhill seiner ersten offiziellen Besuch abstattete, verfielen sich unsere schwarzen Schulkinder zu dem Plane, dem hohen Gast zu Ehren ein kleines Bühnenstück aufzuführen. Es trug den Titel: „Der ägyptische Joseph“, und wurde von den geweckten Jungen mit einer Bravour gespielt, die allseitig die vollste Anerkennung fand. Ein Jahr darauf veranstalteten sie kassrische „Weihnachtsspiele“, wovon Nr. 1 des laufenden Jahrgangs ein zum Schluß veranstaltetes Gruppenbild in getreuer Darstellung wiedergibt.

Dieses Frühjahr nun spielten, anlässlich der glücklichen Rückkehr des Ehrw. Vaters, unsere kassrischen Schulkinder das Stück „Fabiola“, die Knaben den „verlorenen Sohn“.

Abt Obrecht ist überhaupt ein großer Freund der Mission und zeigt keineswegs damit, sich dem schwarzen Volk zu zeigen und in natürlich-liebevoller Weise mit ihm zu verkehren. Sonntag, den 10. März, kam er hier an, und Montag, den 11., finden wir ihn schon drunten in der Kassernschule, mitten unter seinen schwarzen, wolköpfigen Lieblingen.

Die Kleinen wußten diese Ehre zu würdigen. Sie hatten ihr Schullokal prächtig mit Palmen und frischem Grün ausstaffiert. Mitten an der Wand prangten die photographischen Bildnisse des Bischofs, des Ehrw. Vaters und der früheren Mariannhiller Äbte zwischen geschmackvollen Blumentränzen, und vis-a-vis davon sah man das päpstliche Wappen, sowie das unseres Bischofs und das des Ehrw. Vaters Administrators. Letzterer führt als Abt von Gethsemani in seinem Wappen den Garten Gethsemani, d. h. einige Olivenbäume mit dem Leidenskelche darüber, während das zweite Feld die sogenannten Muttergottes von Lourdes zeigt.

Die Devise aber lautet: „Christus mihi Lux, Maria mihi Lux, Christus ist mein Licht, Maria meine Zierin.“

Nun verlas zunächst einer der jungen kassrischen Lehrer eine englische Adresse, daran reichten sich verschiedene Gesänge und Deklamationen; unter anderem traten auch zwei Burschen auf, die in hochkomischen Dialoge den Disput eines Kassern mit einem Engländer über die famose Poll-Tag oder Kopfsteuer darstellten. Zum Schluß sang ein etwa 20jähriger, hochgewachsener Sulu-Jüngling, der über eine prächtige Baritonstimme verfügt, teils stehend, teils langsam und abmarschierend ein tiefergreifendes Lied über den Tod seiner Mutter.

Dies alles war jedoch bloß die Einleitung zu dem nun folgenden Spiel. Denn die Schule war heute zugleich Theater; die Bühne war schon aufgeschlagen. Großartig war sie allerdings nicht, auch nicht neu, denn sie hatte so, wie sie war, d. h. mit demselben Hintergrund und den gleichen Kulissen schon bei den früheren Spielen ihre Dienste getan. Doch an solchen Kleinigkeiten stört sich hier kein Mensch. Im Gegenteil, als das Glöcklein tönte, und nun der Vorhang langsam hob, waren aller Augen voll Bewunderung auf den merkwürdigen Mann gerichtet, der heute die Rolle des Vaters des verlorenen Sohnes spielte. Da saß er in anscheinend reicher orientalischer Tracht mit einer Art Krone auf dem Haupte und langem wallendem Bart. Ich glaubte, einen echten, wahren Muselman vor mir zu sehen, einen Greis von 70—80 Jahren. Die dunkle, doch keineswegs schwarze Hautfarbe, die dünnen, sehnigen Arme, namentlich aber der Aufschlag der großen Augen, in denen das Weiße so grell vom schwarzen Augapfel abstach, und um die es so merkwürdig zuckte und schimmerte, als wären sie im Uebermaße tiefsten Seelenleidens von heißen, mühsam unterdrückten Tränen gefüllt, ließen die Täuschung so wahr erscheinen, daß ich in dem merkwürdigen Mann abgesehen von etwa 25 Jahren, wieder erkennen konnte



Eigentum Photogr. Atelier Mariamhill.

P. Bruno, der spezielle Kaffern-Missionär in Mariamhill

mit einer kleinen Abtheilung seiner muniten Lieblinge im Sonntagspaß. Die Kinder können das Koffenpunter wegen unmöglich gleichmäßig bekleidet werden, sondern werden zu einem großen Teile mit jenen kleiden versehen, die ihren großmütigen edle Wohltäter oft selbst anfertigen oder in Vereinen anfertigen lassen.

Bald erschien auch der ungeratene Sohn, ein flottes, recht hübsch gekleidetes Burschen; es folgte eine stürmische Szene, bei welcher der erzürnte Vater ein paar mal mit geballter Faust kräftig auf den Tisch schlug, sich zuletzt aber doch bewegen ließ, dem unverbesserlichen Sohne sein Erbe auszubezahlen, das jener ohne ein Wort des Dankes kalt entgegennahm.

Beim zweiten Aufzug hörte man eine lustige, von jungen Burschen aus voller Kehle gesungene Melodie, und bald darauf kamen sie zusammen hereinmarschirt, etliche 5 oder 6 der leichtsinnigen Rumpane, und mit-

lich ganz ausgezeichnet. Lauernd und immer gebeugt schlich und tänzelte der in schreiendes Rot gekleidete Junge um den Tisch herum, tauchte mit artiger Geschwindigkeit bald hinter diesem, bald hinter jenem auf, jedem etwas ins Ohr flüsternd und zuletzt eine ganz ausgelassene Freude, als der verlorene Sohn, nachdem er sein ganzes Vermögen verpulvert und verspielt hatte, zornig den Stuhl umwarf und in heller Verzweiflung davoneilte.

Beim vierten Aufzug ist die Szenerie in ein erhelltes Halb Dunkel gehüllt. Der verlorene Sohn — denn



Eigentum Photograph. Atelier Mariannhill.

Zwei Mädchen Wasser holend.

ten unter ihnen war der ausgelassenste und leichtfertige von allen: der aus dem elterlichen Haus entwichene Sohn. Man setzte sich, man aß und trank, führte leichtfertige Reden und begann zuletzt ein Kartenspiel, bei dem der reiche Sprößling, der sich offen rühmte, vom Vater 100,000 L. empfangen zu haben, gehörig gerupft wurde.

Während sie so beisammen saßen, kam plötzlich — für die munteren Spielgenossen natürlich gänzlich unsichtbar — der kleine „Pipifax“ hereingeschlichen. Er hatte die Rolle des bösen Feindes zu spielen, und der kleine, etwa 11jährige Wicht machte seine Sache wirk-

Unser Bildchen zeigt zwei christliche Kaffernmädchen, welche im benachbarten Flüßchen Wasser holen zum Kochen und Waschen. Letzteres gilt nur für Gesichts- und Hände, denn wenn der Kaffer das Bedürfnis nach größter Reinigung und Gefrischung fühlt, so geht er zum nächsten Fluß und nimmt sich ein Bad, wie auch die Kaffernwäsche daselbst besorgt wird. Seltener kennt der Kaffer, seit er sie bei den Europäern in Verwendung gesehen, er soll sie anfänglich für brennendes Wasser gehalten haben. — Der Kaffer baut, wenn immer möglich, seine Hütte auf einen Hügel oder Anhöhe, um freie Aussicht zu haben, dabei fällt es ihm aber im Traume nicht ein, Wasser herzuweisen oder gar einen Brunnen zu graben. Nach althergebrachter Sitte ist es eine der Hauptbeschäftigungen der Frauen und Mädchen, das Wasser aus dem nächsten Fluße, Quelle oder Bimpe herbeizuschaffen, was es kommt nicht selten vor, daß die Entfernung mehr als ein Kilometer beträgt. Als Gefäße dienen ausgehöhlte Kürbisse, die sie ohne Unterlage frei auf dem Kopfe tragen. Die Kaffernfrau trägt überhaupt alles mögliche auf dem Kopfe, eine Flasche Milch oder Öl stellt sie einfach auf den Kopf während des Gehens, nur um die Hände frei zu haben. Das Holz z. B., das sie zur Feuerung herbeschleppen muß, trägt sie in meist erstaunlich schweren Kassen unfehlbar auf dem Kopfe, und dies mag wohl die Hauptursache sein von der kerkengeraden Haltung der kaffrischen Frauen.

Interessant mag auch für manchen Leser die Art und Weise sein, wie der Kaffer die verschiedenen Formen seiner Gefäße herstellt. Abgesehen davon, daß bei einzelnen Stämmen recht hübsche selbstverfertigte Töpfe zu finden sind, so werden doch die weitaus meisten Gefäße aus der Kürbisfrucht hergestellt. Um die gewünschte Form zu erzielen, wird die Frucht während des Wachstums mit Schnüren so gebunden, daß Erweiterungen und Verengungen entstehen und durch Weglassen oder Verengen Teiles schüsselförmig, fassförmig oder trugförmig erzielt werden, die zur Aufbewahrung von Wasser, Milch, Mehl, Früchten und jeglichen andern Gegenständen, sowie zur Aufnahme von Speisen und Getränken verwendet werden. Nicht selten findet man diese Gefäße mit netten Zeichnungen versehen, speziell kleinen in Form und Größe einer Gartenbirne ähnlichen, welche als Tabaksdosen und Milchfläschchen dienen und an Glasperlschnüren um den Hals gehängt werden, jederzeit zur Verfügung zu stehen.

gebührt ihm der Titel ganz — ist zum Schweinehirten geworden und sitzt weinend und seufzend auf einem Baumstumpf. Wieder naht ihm der Versuchter, er hält ihm ein Giftfläschchen vor, zeigt ihm mit verständlicher Gebärde einen Dolch und einen Stein, und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Denn der arme, von furchtbaren Gewissensbissen gefolterte Jüngling benimmt sich immer trauriger, immer verzweifelter — da plötzlich weicht der Versuchter schon zurück, im hellen Gewandte mit goldenem Flügelpaar tritt der Schutzengel des Jünglings auf. Wie schnell kommt er herein, ein paar vornehme, ruhig-abweh-

Gefien genügen, den bösen Feind vollends in die Flucht zu schlagen; dann naht er dem Armen, beugt sich liebend über ihn und flüstert ihm Worte der Hoffnung und des Trostes zu. Und nun steht der verlorene Sohn auf und bricht, geistig umgewandelt, in die bekannten Worte aus: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!“ usw.

Der letzte Aufzug zeigt uns dann die Wiederverjüngung mit dem Vater. Der verlorene Sohn ist von neuen, besseren Freunden umgeben, das häßliche Hirtengewandt wird ihm abgenommen, und es findet eine förmliche, zeremonienreiche Einkleidung statt. Den Schluß bildet ein farbenprächtiges Gruppenbild: Von teilnehmenden Freunden umgeben, umarmen sich Vater und Sohn, neben ihnen steht der hl. Schutzengel in lichtem Gewandt, alles atmet Freude, Liebe und Verjüngung, nur der Satan liegt ohnmächtig am Boden und zeigt dem Engel des Lichtes knirschend die Zähne.

Zwei Tage darauf spielten die Schulmädchen, wie schon oben erwähnt, Wisemanns „Fabiola“. Ihre Bühne war noch einfacher, als die der Knaben, da gab es weder einen gemalten Hintergrund, noch Kulissen, nur einige Vorhänge und Tücher; doch die Schwesternhände wissen bekanntlich aus nichts etwas zu machen, und tatsächlich machte sich das, was sie für ihre schwarzen Zöglinge in Eile zusammengestellt hatten, ganz gut.

Das Stück selbst war bedeutend verkürzt, denn alle Männerrollen waren gestrichen worden, dafür gab es um so mehr und um so längere Dialoge, welche an die Gedächtniskraft der Mädchen nicht geringe Anforderungen stellten, zumal, da das Stück nicht kassrisch, sondern englisch geschrieben war. — Uebrigens war auch bei den Knaben, der besseren Schulung wegen nicht der kassrische, sondern der englische Text gewählt worden.

Auch die Mädchen machten ihre Sache recht gut, nicht nur Fabiola, die Trägerin der Hauptrolle, und die engelgleiche Agnes, sondern auch die treue Dienerin Sara und die blinde Cäcilia. Allerliebste war auch ein kleines, schwarz-braunes Engelchen, das der hl. Agnes zuerst die Märtyrerpallme und dann die Krone der Unsterblichkeit überreichte.

Der Ehrw. Vater dankte den Kindern sowohl in der Knaben- wie in der Mädchenschule für die interessantesten Spiele, sowie die schön ausgestattete Adresse, mit dem Bemerken, er habe ihre im August 1906 überreichte Adresse sowohl in Rom, wie in verschiedenen Städten Frankreichs und Nordamerikas hergezeigt, und sie habe überall großen Beifall gefunden. Er ermahnte auch die Zöglinge zu Fleiß, Gehorsam und die übrigen kindlichen Tugenden. Zuletzt versprach er ihnen für die Osterzeit einen Spaziergang, was von den Kindern mit jubelndem Dank entgegengenommen wurde.

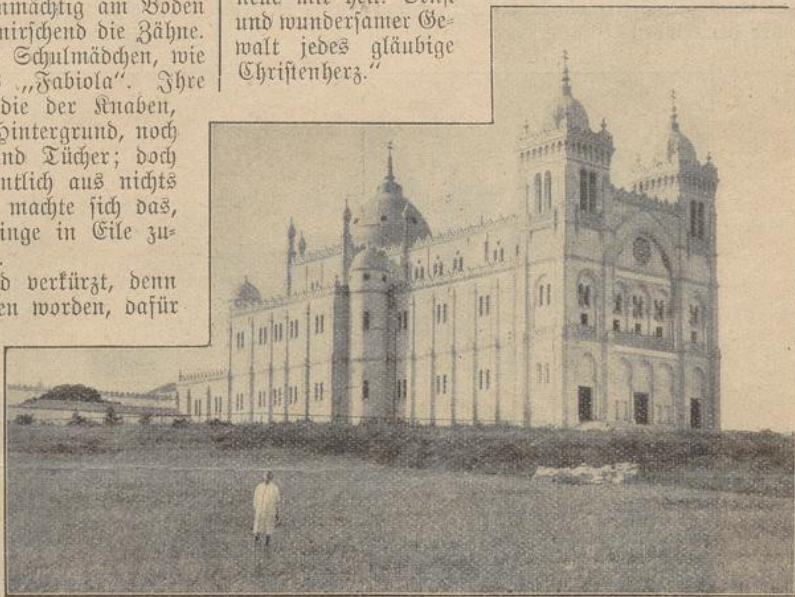
So bescheiden und einfach auch solche Festlichkeiten sind, so kräftigen sie doch in hohem Grad das schöne, zarte Band, das zwischen den Missions-Obern und seinen schwarzen Kindern besteht.

Goldkörner.

Die Ordnung hat drei Vorteile: sie erleichtert das Gedächtnis, spart Zeit und erhält die Gegenstände.

Feier der ersten hl. Kommunion.

Das Mutterhaus Mariannhill hatte heuer die bisher noch nie erreichte Zahl von 130 Erstkommunikanten, d. h. von 127 Schwarzen und drei Weißen, worunter eine Konvertitin war. Wohl wurde die Art und Weise, wie wir dahier die Feier der ersten hl. Kommunion zu begehen pflegen, schon wiederholt im „Vergißmichnicht“ geschildert, doch solche Feste bleiben in gewisser Beziehung ewig neu, ähnlich wie die Feste des kath. Kirchenjahres überhaupt. Wir feiern Weihnachten in regelmäßiger Wiederkehr von Jahr zu Jahr, und dennoch behält es in ewiger Jugendfrische seine einzigartigen Reize, und ähnlich ist es mit Ofter, Pfingsten, dem Fronleichnamsfest und den übrigen hochheiligen Tagen, sie alle ergreifen, so oft sie auch wiederkehren, immer aufs neue mit heil. Ernst und wunderbarer Gewalt jedes gläubige Christenherz.



Kathedrale von Karthago. (Siehe Text zu diesem Bilde Seite 167.)

Was wir auch an unseren diesjährigen Erstkommunikanten rühmend hervorheben müssen, ist der große Eifer, mit dem sie sich auf diesen „schönsten Tag ihres Lebens“ vorbereiteten, sowie die Sammlung und Andacht, mit der sie dem Tische des Herrn sich nahten.

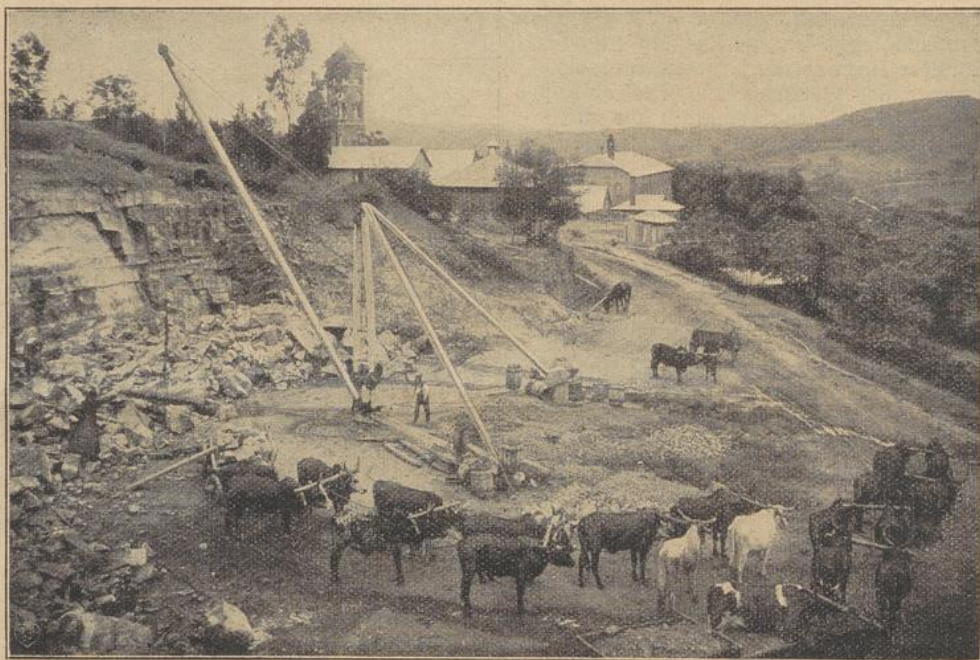
Kurz nach 7 Uhr stellten sie sich paarweise auf dem großen, freien Platz zwischen unseren Werkstätten und Schulen auf. Die Mädchen waren in Weiß gekleidet, doch recht einfach, in bloßer Mantille, ohne Schleier, und alle, auch die Knaben, trugen eine zierliche Darstellung des göttlichen Herzens Jesu auf der linken Seite der Brust. Da auch alle unsere Schulkinder, so wie eine große Zahl erwachsener Christen sich einfanden, war der große, weite Platz fast ganz mit schwarzen Neubekehrten gefüllt.

Schlag 1/28 Uhr erschien auch der Ehrw. Vater Administrator, der es sich in solchen Fällen nie nehmen läßt, persönlich die Feier zu leiten, mit Mitra und Stab, umgeben von zahlreicher, meist schwarzbrauner Assistenz — zwei Sultanknaben fungierten z. B. als Stab- und Mitraträger, eine Würde, auf die sie sich natürlich nicht wenig einbildeten — und schritt zunächst, alle Anwesenden mit Weihwasser besprenkend, durch die Reihen; dann zog man mit Kreuz und Fahnen

unter festlichem Glockengeläute und frommen Gesängen prozessionsweise in die mit Palmen, Guirlanden und sonstigem frischen Grün geschmackvoll dekorierte Kirche ein. Die Erstkommunikanten nahmen in den mit roten und weißen Tüchern bedeckten Bänken Platz, der Sängerkhor und sämtliche Schulkinder stellten sich in der Trappistenkirche auf — denn die Feier fand in dem gegen Süden anstoßenden Seitenbau statt. Die übrigen nahmen in irgend einer Ecke mit dem bescheidensten Plätzchen vorlieb, während noch viele andere vor der Kirche im Freien stehen mußten. Nun, hoffentlich wird gegen solchen Platzmangel noch innerhalb Jahresfrist dauernd Abhilfe getroffen, denn von der neuen, zwischen dem Trappistenkloster und dem Schwesternkonvent auf sonniger Anhöhe gelegenen Kaffernkirche sind die Fundamente bereits ausgemauert und erheben sich auch die Seitenwände teilweise schon einige Meter über den Boden.

größte Andacht, und nach der Wandlung, sowie bei Austeilung der hl. Kommunion, zeigten sich einige Mädchen so gerührt, daß sie fast in lautes Weinen ausbrechen wollten und von der die Aufsicht führenden Schwester wiederholt beschwichtigt werden mußten. Selbst dem Ehrw. Vater kamen bei der Austeilung der hl. Kommunion die Tränen, als er sah, mit welchem Ernst und welcher Sammlung und Andacht diese Neubekehrten in denkbar schönster Ordnung zu je drei und drei dem Tische des Herrn sich nahten.

Nach der hl. Messe war Erteilung des päpstlichen Segens, wozu der Ehrw. Vater in einer Audienz vom 21. Januar l. J. vom hl. Vater in Rom ausdrücklich bevollmächtigt worden war. (Die Trappisten- und Schwesterngemeinde hatte denselben am hl. Osterfest erhalten.) — Gegen Mittag fand sakramentaler Segen statt, eine Feier, welche unter entsprechender Assistenz ebenfalls vom Ehrw. Vater vorgenommen wurde.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Der Steinbruch in Mariannhill.

Zunächst begann der Ehrw. Vater die stille heilige Messe, wobei ihm zwei Priester assistierten; ein dritter las in kaffrischer Sprache die Kommuniongebete vor, und dazwischen wurden unter Harmoniumbegleitung passende Lieder gesungen. Nach dem Evangelium hielt Rev. P. Bruno, der Missionär der hiesigen Kafferngemeinde, eine tiefgreifende Predigt. Als Vorwort wählte er den Text: „Mein Sohn, schenk mir dein Herz“, führte dann aus, welche Gnade ihnen Gott erwiesen, da er sie aus der Nacht des Heidentums zum Licht des wahren Glaubens berufen, daß er sie in der hl. Taufe als seine vielgeliebten Kinder angenommen und sie heute an seinen Tisch einlade, um da ihre Seelen zu nähren mit seinem eigenen Fleisch und Blut. Solch eine Liebe verdiene Gegenliebe. Das Schönste und Beste aber, was sie dem Herrn als Gegengabe anbieten könnten und sollten, sei das eigene Herz. . . . Bei der ganzen Feier herrschte lautlose Stille und die

Um ein Uhr fand für die glücklichen Erstkommunikanten ein bescheidenes Mittagessen statt. Die Jünglinge wurden im Knaben-Refektorium regaliert, die Mädchen und Frauen in der Anna-Schule. Der Ehrw. Vater Administrator stattete ihnen auch hier in Begleitung mehrerer Priester einen längeren Besuch ab, sprach ihnen sein rückhaltloses Lob über ihr schönes Verhalten beim Empfang der hl. Kommunion aus und ermahnte sie, ihrem hl. Glauben und den guten Vorsätzen, die sie heute gefaßt hätten, treu zu bleiben. Als Andenken an den schönen Tag gab er jedem ein hübsches Bildchen und eine vom hl. Vater gesegnete Medaille. Zum Schluß sagte er u. a., er werde, wenn er wieder nach Rom komme, mit vieler Freude dem Papste und den höchsten Obern unseres Ordens berichten, daß die Bemühungen unserer Missionäre um die Bekehrung des Kaffernvolkes keineswegs fruchtlos seien, im Gegenteil von Jahr zu Jahr mit schöneren Erfolgen gekrönt

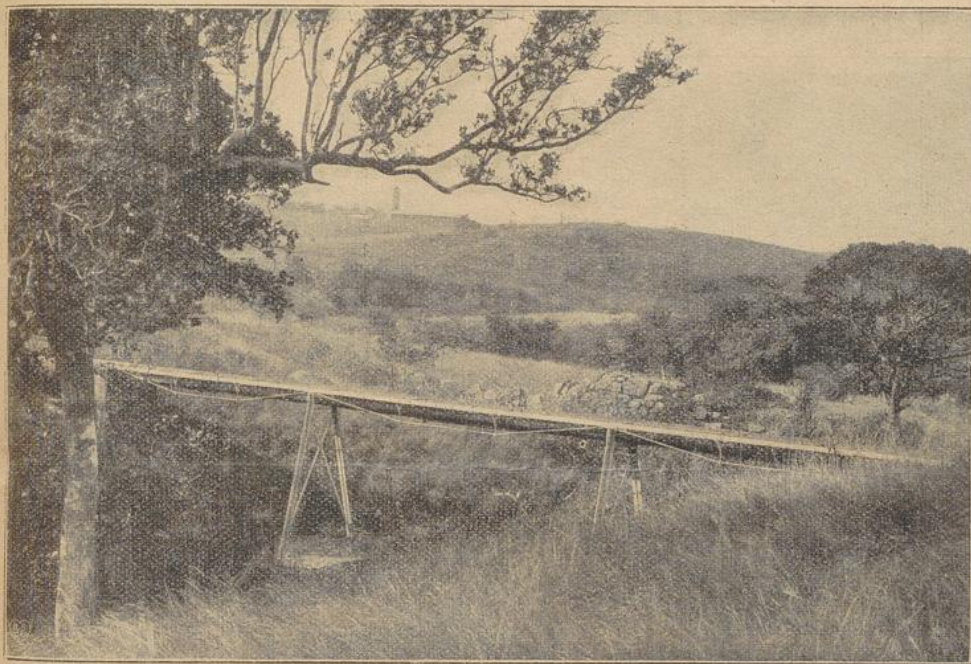
werden. Seine Wünsche für jeden einzelnen aus der Zahl der glücklichen Erstkommunikanten aber fasse er in Worte zusammen, welche einst der hl. Vater seiner Tage am Tage ihrer ersten hl. Kommunion auf ein Mädchen schrieb: „Möge jeder Tag deines Lebens so glücklich und gnadenreich sein, als wie der einzige!“

Übergabe unserer ostafrikanischen Missionsstationen an die Väter vom hl. Geist.

Viele aus der Zahl unserer geehrten Leser werden wohl noch erinnern, daß Mariannhill im Herbst des Jahres 1897 die ersten Versuche machte, eine Missions-

noch ein Chorreligiose und ein Konversbruder im Tode nach.

Mit der Zeit ging es allerdings besser. Neuköln und St. Peter — so nannten wir die zweite ums Jahr 1900 gegründete Station — waren bei ihrer hohen Lage auf dem Usambara-Gebirge so ziemlich fieberfrei, und der weite Weg durch die mit Fieberdünsten geschwängerte Steppe kann nun infolge des Ausbaues der Bahnlinie von Tanga bis Mombasa bequem an einem einzigen Tage zurückgelegt werden. Auch die Wohnungsverhältnisse besserten sich natürlich von Jahr zu Jahr, und in materieller Beziehung wußten sich unsere dortigen Brüder und Schwestern so ziemlich zu behelfen. Dabei nahm die eigentliche Mission, zumal was die Schulen und die Christianisierung jüngerer Leute



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Trinkwasserleitung nach Mariannhill.

Schon von der Gründung 1882 an richtete man in Mariannhill ein Hauptaugenmerk darauf, gutes Trinkwasser herzustellen, doch das war keine leichte Sache. Kilometerweit mußte das einem Bergbache entnommene Wasser bis in die Nähe von Mariannhill über Stellenwelse sehr unebenes Land hergeleitet werden. Vermittelt eines kräftigen Pumpwerks wird dasselbe dann ca. 30 Meter hoch in ein großes Wasserreservoir getrieben, von wo aus es sich mit Gefälle nach dem Kloster, den Stallungen, Werkstätten, Gärten u. verteilt. — Das Bild zeigt im Hintergrunde Mariannhill.

in Deutsch-Ostafrika zu gründen. Die Hindernisse, welche sich dem Werke entgegenstellten, schienen fast unüberwindlich: Ostafrika war so weit von uns entfernt, Neuköln, wie wir die Neugründung nannten, lag überdies volle sieben Tagereisen von der Hauptstadt entfernt im Inneren, die Bahn ging damals von Tanga bis Muheja, der übrige Weg mußte durch die öde fieberreiche Steppe zu Fuß zurückgelegt werden und mit dem Gepäck u. war man ausschließlich auf die Hilfe schwarzer Träger angewiesen. Der größte Feind aber war das ungewohnte Tropenklima; alle unsere Patres und Brüder, welche dort kamen, hatten, zumal im Anfang, als sie noch in Europa wohnten, schwere Fieberanfalle zu erleiden. Zwei unserer tüchtigsten Priester erlagen demselben kurz nach ihrer Ankunft, und später folgte ihnen

anbelangt, allmählich einen recht erfreulichen Aufschwung.

Anderer Hindernisse und Schwierigkeiten aber blieben. Neben der fremden, vom Kaschischen und dem Sesutho vollständig abweichenden Sprache der dortigen Stämme nennen wir nur die weite Entfernung von Mariannhill, die einen regen, innigen Verkehr, wie er zwischen dem Mutterhaus und jeder Filiale bestehen soll, sowie eine einheitliche Missionsleitung gar sehr erschwerten.

Dazu kam ein Ereignis, das für die ostafrikanischen Missionsverhältnisse von größter Tragweite sein dürfte, wir meinen nämlich die Errichtung eines neuen Apostolischen Vikariates. Als wir Trappisten vor ca. 10 Jahren daselbst ankamen, erstreckte sich das Apostol. Vikariat Nord-Sansibar, zu welchem unsere beiden Missionsstationen gehörten, gegen Norden

zu weit ins englische Gebiet hinein. Ueberall war Mangel an Missionskräften, und jede Hilfe wurde freudig begrüßt und mit Dank angenommen. Seit etwas mehr als einem Jahre ist nun aber das soeben erwähnte Vikariat geteilt. Der bisherige Apostol. Vikar, Msgr. Allgeyer, behält nur das englische Gebiet mit der Hauptstadt Mombassa, sowie die Insel Sanjibar, während der andere, auf deutschem Kolonialgebiet gelegene Teil unter dem Namen „Mittel-Sanjibar“ dem neuernannten Apostol. Vikar Msgr. Vogt überwiesen wurde. Eine solche Teilung bedingt natürlich für jeden Bischof eine viel leichtere Pastoration seines Sprengels. Tatsächlich konnte auch Bischof Vogt sogleich drei seiner Missionspriester disponibel machen, um eventuell unsere ostafrikanischen Stationen zu übernehmen.

Während also in Ostafrika Missionskräfte in genügender Zahl vorhanden waren, bestand im Mutter-

Einheitliches, fest in sich Abgeschlossenes, alle Stationen bekänden sich dann auf südafrikanischen den und würden sich dann in langer, ununterbrochener Kette aneinander reihen.

Die genannten Gründe also waren es nämlich, welche unseren Hochwürdigsten P. Administrator Edmund Obrecht, bestimmten, sich zuerst mit Allgeyer und später mit Bischof Vogt behufs der Übertragung unserer ostafrikanischen Missionsstationen zu setzen. Auch handelte er in dieser wichtigen Angelegenheit keineswegs ohne den Rat und Zustimmung der Klosterkapitularen, zumal der Missionäre. Auf einer großen Konferenz, die im Jahre 1905 in Mariannhill abgehalten wurde, und wozu auch die Gründe dafür und dagegen reiflich erwogen wurden, sprachen sich schließlich alle anwesenden Missionäre über die geplante Abtretung aus.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Kleinkinderschule in St. Wendel.

haus Mariannhill das Bedürfnis nach solchen dringender denn je. Abgesehen von der großen Mission, die sich im Laufe der Jahre in weitem Umkreis rings um das Kloster Mariannhill mit seinen vielen internen und externen Schulen gebildet hat, sowie den vielen neuen Katecheseinstellen, die zum Teil 5–6 Stunden davon entfernt sind, haben auch unsere älteren Missionsstationen wie Lourdes, Ezenstochau, Hardenberg, Mariazell und andere einen solchen Zuwachs an neuen Schulen und Katecheseinstellen gewonnen, daß sie unmöglich länger von einem einzigen Priester genügend pastoriert werden können. Dazu kommt von allen Seiten der Ruf nach Neugründungen, wie z. B. im Pondoland, bei den Basutos, und im Transkei. In letzterem Gebiete haben die Jesuitenväter drei Missionsstationen, die sie gerne gegen unser im Maschona-land gelegenes Monte-Cassino umtauschen wollten. Wir gestehen offen, der Plan kommt uns ganz nach Wunsch, denn dadurch bekäme die Mariannhiller Mission etwas

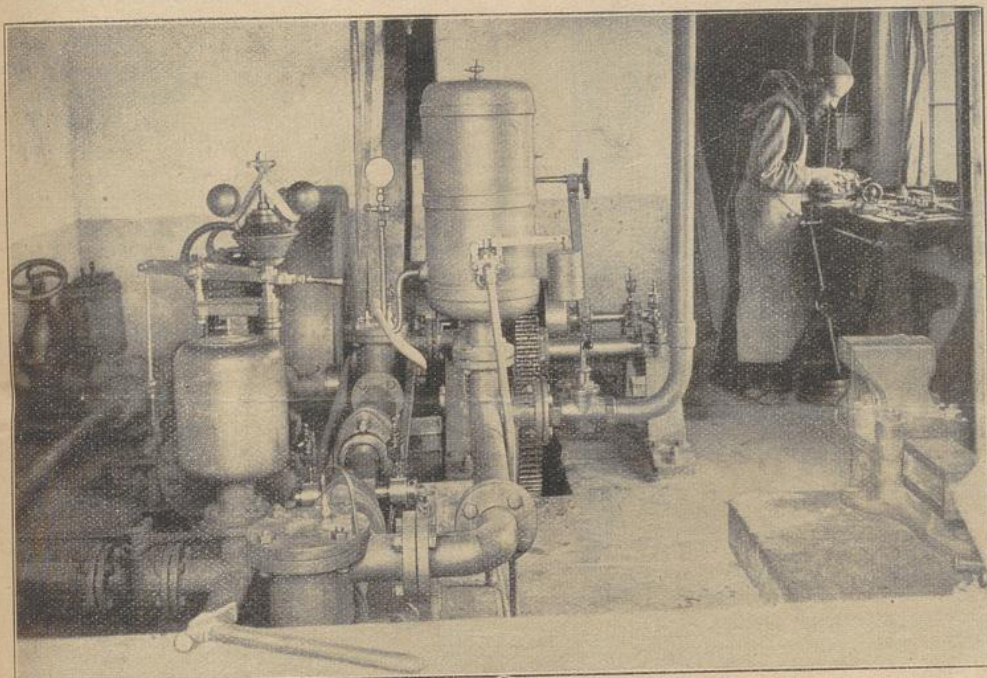
Die Realisierung des Planes erfolgte mit tausenden Jahres. Der hochw. P. Rhomer C. S. der seinerzeit unsere ersten Missionschwesteren Kilimanjaro begleitet hatte, traf kurz vor Weihnachten in St. Peter ein; ihm folgten bald andere Missionäre schon im Februar d. J. beehrte auch der neue Apostol. Vikar, Msgr. Vogt, die dortigen Missionsstationen seinem Besuch.

Damit aber die Mission in Folge des Personmangels weder in geistiger, noch in materieller Hinsicht irgend welchen Schaden leide, traf unser Ehrwürdiger Administrator die Bestimmung, daß während der nächsten 3–4 Monate alle unsere Patres und Brüder in den Missionen von St. Peter bleiben sollten. P. S. der bisherige Rektor beider Stationen, sollte an der Stelle der Abnahme der Opferbeichten aussetzen; unsere Schwestern aber, welche ohnehin seit Jahren auf verschiedenen Stationen der

hl. Geiſte in Deutſch-Oſtafrika tätig ſind, wer-
auch in Zukunft in Neuköln und St. Peter bleiben.
Auf dieſe Weiſe iſt alſo für alles in beſter Weiſe
geſorgt: Unſere oſtafrikanischen Stationen bleiben, ſo-
wie die Miſſion und die Schulen, wie das, was
Landwirtſchaft anbelangt, erhalten und gehen nur
die erprobten Hände der Väter vom hl. Geiſte über.
Das Mutterhaus Mariannhill aber werden da-
neue Miſſionskräfte diſponibel, und, wenn uns
auch weiterhin ſeinen Segen gibt, und die alten
Mutterhaus treu bleiben, wollen wir da, wo unſer
Mutterhaus liegt und wo die erſten Anfänge unſerer
Miſſionstätigkeit zu finden ſind, d. h. in Natal und
den angrenzenden Ländern, noch manch ſchönen
Anſatz zur Ausführung bringen. Das walte Gott!

Es macht Anfangs einen ganz eigentümlichen Eindruck,
wenn man dieſe alten Männer und Weiber beieinander
ſitzen ſieht und zuhört, wie ſie die erſte Frage des Ka-
techismus lernen: „Wozu biſt du auf Erden?“ Fünf-
zig und ſechzig Jahre ſchon wandern ſie auf dieſer arm-
ſeligen Welt umher, noch ein paar Jährchen, und ihre
ganze Lebensfriſt iſt abgelaufen für immer, ſie aber
wiſſen noch immer nicht, wozu ſie überhaupt auf Er-
den ſind. Heute ſagt es ihnen der Miſſionär, und mit
Stimmen hören dieſe großen Kinder zum erſtenmal
von Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der
Erde, von Himmel und Hölle, von Gericht und Ewig-
keit.

Dabei bedarf es oft vieler Geduld, denn alte Leute
faſſen ſchwer und haben das mühsam Gelernte ſchnell
wieder vergeſſen. Einige von ihnen wagen auch Fragen



Eigentum Photogr. Meſſier Mariannhill.

Die Waſſerpumpe in Mariannhill,

welche das Trinkwaſſer in das 30 Meter höher gelegene Reſervoir hinauf befördert. Die Maſchine arbeitet Tag und
Nacht ohne ſpezielle Wartung.

St. Wendel.

Von Schw. M. Armella.

Mariannhill. — St. Wendelin, eine gute Wegſtunde
von Mariannhill entfernt, und auf ſtolzer Höhe eine
ſchöne Ausſicht über die ganze benachbarte Küſten-
gegend und den Indischen Ozean gewährend, iſt die
Beſte Miſſionsſtation unſeres Kloſters. Seit vielen
Jahren beſitzt ſie ein eigenes Kirchlein, und dazu kam
neuerer Zeit ein beſcheidenes Schwesternhäuſchen,
eine Tagesſchule und eine kleine Wohnung für den
Miſſionär. Die Miſſionstätigkeit daſelbſt nimmt unter
äußerlich augenſcheinlichen Segen Gottes immer weitere
Dimensionen an, ſodaß in jüngſter Zeit
Errichtung einer zweiten Tagesſchule, St. Bernard
mannt, dringendes Bedürfnis wurde.
Hier in St. Wendelin bekommt ein großer Teil un-
ſerer Katechumenen den erſten chriſtlichen Unterricht.

zu ſtellen oder allerlei Einwürfe zu machen. Auch fehlt
es nicht an komiſchen Zwischenfällen. So war ich ſelber
einmal Zeuge, wie ein altes, wohl ſchon achtzigjähriges
Weiblein ganz ungehalten wurde, als der Prieſter
bei der hl. Taufe an ſie die Frage ſtellte: „Widerſagſt
Du dem Teufel?“ — „Wozu denn dieſe ewige Fra-
gerei?“ entgegnete ſie, „Wie oft ſchon habe ich Dir
geſagt, daß ich vom Teufel nichts mehr wiſſen will!“ —

Neben dieſen Anfängern gibt es auch Fortgeſchrit-
tene. Sie ſind bereits getauft und erhalten nun den
Kommunion-Unterricht. Der Eifer, den ſie dabei be-
kunden, iſt groß und ſtaunenerregend. Schon in aller
frühe kommen die jungen und alten Männer, ſowie äl-
tere Mädchen und Frauen daher, ſetzen ſich vor der
Kirchentüre nieder und fangen an, zuſammen den Ka-
techismus zu lernen. Einige unter ihnen ſind näm-
lich des Leſens kundig, dieſe leſen Frage und Antwort

so lange vor, bis alle, auch die Schwächsten, durch fortwährendes Nachsprechen, es auswendig gelernt haben.

Bei der Ankunft des Missionärs geht alles in die Kirche, um zunächst der hl. Messe beizuwohnen. Danach schließt sich der eigentliche Unterricht, wobei alle nur Aug und Ohr sind.

Der erste Freitag jeden Monats ist ein wahrer Festtag für St. Wendel. Da wird das Kirchlein von uns Schwestern mit frischem Grün und allerlei buntem Zierrat geschmückt und ausgestattet, denn der Kaiser hat eine große Vorliebe für bunte Farben und äußeren Schmuck. Gegen 9 Uhr vormittags findet ein feierliches Hochamt statt, wobei jedesmal viele Neuchristen mit großer Andacht und Sammlung dem Tische des



Mütterchens Liebling.

Herrn sich nahen; zuletzt ist hl. Segen. Eine weitere Abwechslung ins hiesige Missionsleben bringen die zeitweiligen Trauungen, Kindtaufen und Beerdigungen, die ebenfalls hier abgehalten werden.

In manchen Stunden ist's allerdings auch recht still und einsam in dem schönen St. Wendel. Dies sind natürlich die Lieblingsstunden für uns Schwestern. Unser Plätzchen ist dann beim lieben Heiland im Tabernakel, wo wir in früher Morgenstunde, friedlich und ungestört unsere Betrachtung halten. Desgleichen am Abend, wenn schon alles still und ruhig geworden und nur noch die Lampe vor dem Tabernakel brennt, und die Sternlein mit ihrem milden Glanze auf uns niedersehen.

Etwa hundert Schritte von unserem Kirchlein entfernt steht ein bescheidenes Blechhaus; das ist die Tagesschule von St. Wendel. Hier erhalten etwa 50—60 schwarze Krausköpfe Unterricht durch unsere Schwester Lehrerin. Gegen 8 Uhr morgens läutet es mit der „großen“ Glode; eine halbe Stunde später erneuert sich der über alle Berge und Täler dringende Ruf zur Schule. Nun lassen sich aber die Kleinen nicht zum drittenmale rufen. Eins nach dem andern schlüpft aus

dem niedrigen Kraaleingang heraus und eilt der Schule zu. Jedes hat ein Blechkännchen in der Hand. Sie sind als köstliches Mittagsmahl einige Süßkartoffeln nebst etwas Kürbis- und Maisbrot zu finden.

Hat sich einmal ein Häufchen vor dem Schulkloster versammelt, so beginnen sie sofort ein munteres Ballspielen oder sonst etwas, wozu sie eben Lust haben. Gegen 9 Uhr erscheint die Schwester Lehrerin mit dem kleinen Glöcklein unter der Schultüte und beim ersten Zeichen stellen sich alle sofort in Reihe und Glied und marschieren sodann paarweis in die Schule ein. Hier beginnt unter Gebet zuerst der Religionsunterricht, daran reihen sich längere oder kürzere Übungen im Lesen, Schreiben und Rechnen. Um 12 Uhr ist Schluß; zuvor jedoch wird gemeinsam „Engel des Herrn“, sowie das Tischgebet vorgetragen. Dann geht es über die Blechkännchen her. Von dem Brei, den Kürbissen und Süßkartoffeln keine Spur mehr zu sehen. Ein Trunk Regenwasser aus dem Blechfass macht die königliche Mahlzeit voll. Dann der Kinder noch ein paar Drangen oder Bananen. So wird dieser Schatz nach üblicher Kassengetreulichkeit unter alle verteilt. Da gibts keinen und keine engherzige Knauferei.

Nach dem Essen gehen die Kinder aus freien Stücken in die Kirche, den lieben Heiland im Tabernakel begrüßen. Viele beten dann noch den hl. Rosenkranz. Die übrige Zeit, etwa ein halbes Stündchen, ist der Erholung und fröhlichem Spiele gewidmet.

Am Nachmittag ist zuerst englische Konversationstunde. Daran reiht sich etwas Handarbeit. Man bekommt in der Regel etwas zum Nähen, einige bekommen auch zu uns herüber und verrichten da kleine Arbeiten; wieder andere arbeiten im Garten. Den täglichen Abschluß bildet ein nochmaliger kurzer Religionsunterricht mit einigen praktischen Winken über das Verhalten im elterlichen Haus. Gegen 4 Uhr Feierabend.

Am Samstag fällt die Schule aus. Da gehen die Kinder ihren Eltern zur Hand, oder waschen ihre Kleider, um am nächsten Sonntag recht rein und sauber beim Trappistengottesdienst zu erscheinen. Den Sonntag und Festtagen ist der Gottesdienst noch in Mariannhill. Auch wir Schwestern, gegen vier an der Zahl, verlassen jeden Samstag nachmittag unser St. Wendel und pilgern zusammen nach dem großen Mutterhaus hinüber. Montag früh gehen wir dann wieder zurück.

Zuguterletzt noch ein paar Worte über unser „Kindergarten“. Dieser hat sich sozusagen von selbst, ohne jegliche Absicht gebildet. In einem kleinen Kraal wohnt nämlich eine Witwe, die schon in den achtziger Jahren eine unserer ersten Schülerin war. Sie hat nun zwei nette Kinderchen, einen 4 jährigen Knaben, Bruno mit Namen, und ein Mädchen, das um ein Jahr jünger ist und Hilma heißt. Diese beiden Kleinen nun kamen fleißig zu uns Schwestern auf Besuch und hatten sich da rasch eingebürgert. Die Mutter, welche möglichst ungehindert ihre tägliche Arbeit nachkommen wollte, war selbstverständlich vollkommen damit einverstanden.

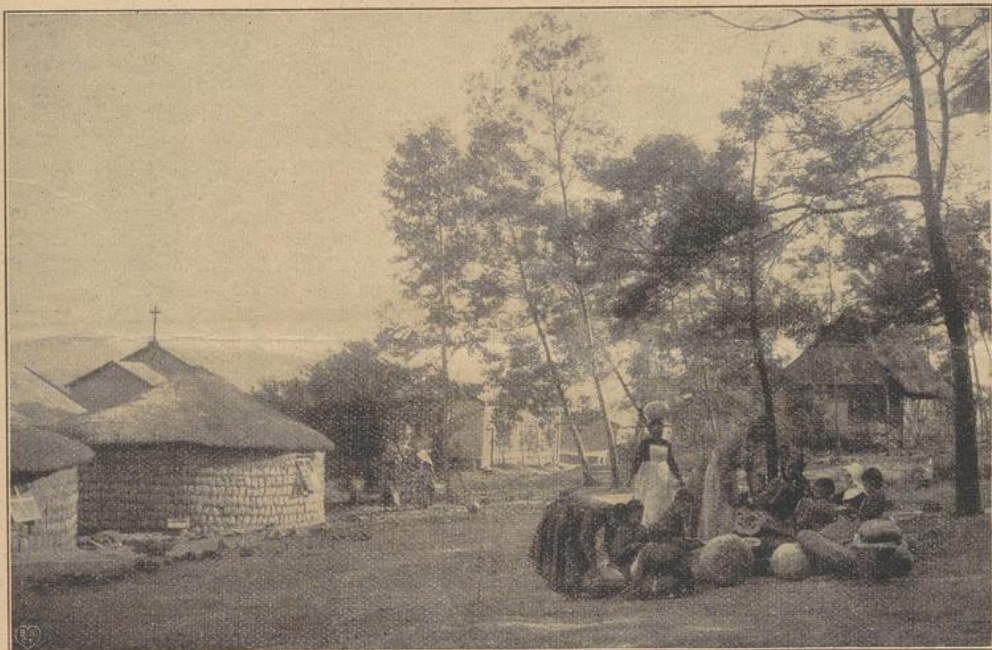
So kommen also die beiden Helden regelmäßig jeden Morgen zu uns herübergepilgert. Beim Eintritt begrüßen sie als gute Christen mit einem langsam und feierlich gesprochenen „Madrughawe u Jesu Christo, gelobt sei Jesus Christus“, wobei sie gar ehrerbietig die Hände

Köpfchen verbeugen. Dann geht es an's Erzählen; zuerst wird berichtet, was sie heute zum Frühstück gehabt hatten; meistens sind es amabonjise und amatanga (Bohnen und Süßkartoffeln); sodann wird Rechenschaft darüber abgelegt, ob sie auch ihr Morgengebet schön verrichtet haben. Zuweilen klagt eines das andere an, daß es irgend etwas angestellt habe. Endlich gehen sie zusammen in die neben dem Refektorium befindliche Veranda und setzen sich hier nieder.

Nach kurzer Pause klopft es leise an der Türe. Beim Öffnen steht die kleine Philippine da, und klagt, daß sie lambile (hungrig) sei. Ein Stückchen Brod oder etwas übrig gebliebene Suppe wird stets mit Dank angenommen und mit dem Brüderchen, das ebenfalls lambile ist, geteilt. Zuletzt bringen sie das leere Schüsselchen mit dem Segensruf: „Vergelt's Gott, Schwester Oberin!“ Bei solchem Anlaß sind sie übrigens schon oft getadelt worden, weil sie vor lauter Freude über die

es werden Häuser gebaut, meistens kleine, kreisrunde Kaffernhütten mit einem einzigen Schlupfloch; man bestiebt das Feld, Philippine macht das gebulbige Rößlein und bekommt einen Strick um den Hals befestigt. Der Stein, den sie am Boden nachschleppt, repräsentiert den Pflug. Bruno aber ist der verständige Ackermann. Das Lieblingsgespräch bilden amahashi und intomo, Pferde und Ochsen. Welch eine Freude jedesmal, wenn sie so ein afrikanisches, mit 16 oder 18 Ochsen bespanntes Fuhrwerk daherkommen sehen. Schon von ferne wird es mit einem wahren Jubel begrüßt, jedes Tier wird beim Nehen eigens angestaunt und noch lange nachher zählen sie die Namen der Ochsen auf, die sie vom lärmenden Fuhrmann, der seine Tiere durch beständigen Zuruf zum Ziehen antreibt, gehört haben.

Großes Vergnügen macht es ihnen auch, wenn sie mit mir in den Garten dürfen. Lustig hüpfen sie vor



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Missionsstation Ratschig am Fuße der Drakensberge.

Suppe das Tischgebet vergessen hatten. Nun, in letzter Zeit ist hierin eine merklliche Besserung eingetreten. Namentlich spielt dabei Bruno den eifrigen Zuchtmeister und ermahnt die jüngere Schwester, daß man jedesmal zuerst ein Baba wetu (Vater unser) beten müsse, bevor man eine solche gute Suppe esse. Unterm Esen wird noch oft die Güte der Speise gerühmt; „kummandi tafulu, kummandi impela“ (sehr gut, ja recht gut) ruft bald das eine, bald das andere. Das Schönste dabei aber ist, daß man nie etwas zu teilen braucht; das tun die Kinder selbst in wahrhaft brüderlicher Liebe. Da gibts keinen Reid und keinen Streit. Bekommt einmal eines eine Kleinigkeit in Abwesenheit des andern, so wird es getreulich aufgehoben, bis auch das andere kommt und dann gemeinsam verzehrt.

Haben sie sich gehörig gestärkt, dann geht's hinaus auf die Straße oder den freien Platz zwischen Kirche und Schulhaus. Da wird nun gemeinsam gespielt:

mir her, verstecken sich zuweilen im hohen Gras, springen dann, sobald ich vorübergegangen, ohne auch nur eines von ihnen gesehen zu haben, wieder auf und beginnen ihre harmlosen Neckereien von neuem. Auch in die Kirche begleiten mich die zwei Kleinen gerne. Aber da heißt es brav sein! Da muß man schön die Hände falten und mit den neugierigen Fragen warten, bis man wieder herauskommt. Ein besonderes Kunststück ist dabei jedesmal die schwierige Kniebeuge. Der sonst so kluge Bruno ist die ersten Wochen dabei jedesmal umgefallen. Dafür kann er's jetzt um so besser; bei ihm muß jetzt das recht Knie hart am Boden aufschlagen, so daß man's in der ganzen Kirche hört, die törichte Philippine aber macht noch oft die Reverenz mit dem linken Knie. Jüngst fragte ich den munteren Knaben, was er denn in der Kirche gebetet habe. Die kindliche Antwort war: „Ich habe gesagt: ngihafutanda wena, Jesu, ich liebe dich, o Jesus!“

Ich könnte noch so manch schönen Zug anführen, womit mich die beiden Kinder oft recht erfreuen. Oft bete ich dabei im Stillen, daß sie doch immer so brav und unschuldig bleiben und den göttlichen Kinderfreund nie betrüben möchten.

Damit will ich für heute Abschied nehmen von meinen geehrten Lesern. Mögen alle dem kleinen St. Wendel ein gutes Andenken bewahren und auch unser zuweilen mit einem Gebetsalmosen gedenken.

Buntes Allerlei.

Von Dr. Dionys.

Maria-Ratschik. — Während der ersten Jahre meines Hierseins kam mir Südafrika in landschaftlicher Beziehung etwas eintönig vor. Ich vermiste die vielen Dörfer und Flecken der dichtbevölkerten Heimat mit den malerischen Häuserreihen, den schönen Kirchen und himmelanstrebenden Türmen; desgleichen die schönen Fichten- und Buchenwälder, die fatten wohlgepflegten Wiesengründe mit den wogenden Saatzfeldern dazwischen, und sah statt dessen nur endlose Grasflächen, niedriges Buschwerk, mannshohes Sumpfgas und nur da und dort, halbversteckt in der rauhen, bergigen Gegend, einen Kaffernkraal.

Wohl ist seitdem manches anders geworden. Es wurden eine Menge neuer Felder und Gärten angelegt, auch Waldanlagen von ganz respektabler Ausdehnung, statt der runden, bienenforbähnlichen Kaffernhütten sieht man eine Menge hübscher Christenwohnungen mit freundlichen, spiegelhellen Fenstern und einem kleinen Gärtchen in der Nähe, kurz, alles hat einen neuen spezifisch christlichen Charakter angenommen, wenigstens in der Nähe von Mariannhill und unseren Missionsstationen, allein auch mein Geschmac ist seitdem ein anderer geworden. Die wilden Schluchten und Täler mit ihren Wasserfällen, rauschenden Klüffen und Bächen, die hohen, tafelförmigen Hügel mit ihren flachen Ruppen und sonderbaren Mauerkrönen, die endlosen, vielfach mit Drahtseilen eingezäunten Grasflächen mit den Sommer und Winter im Freien weidenden Pferden und Kühen, den Schaf- und Ziegenherden haben jetzt einen ganz eigentümlichen Reiz für mich gewonnen und sprechen mich von Tag zu Tag trauriger und anheimelnder an.

Unsere Missionsstation Maria-Ratschik hat außer dem hohen, mit prächtigem Urwald bestandenen Platinfalu und seinem großartigen Wasserfall eine ganz spezifische landschaftliche Schönheit aufzuweisen in einer Reihe geräumiger Grottenhöhlen. Sie liegen in einem trauten Wäldchen an einem Bergabhange und wären zu einer Einsiedelei wie geschaffen. In nächster Nähe ist klares, frisches Quellwasser, eine Reihe dicht-belaubter Bäume gewähren, selbst bei der größten Sonnenhitze, einen kühlen Schatten, und Begonien, Lobelias und verschiedene Farnkräuter umsäumen den Rand der Höhlen als farbenprächtige Garnitur.

Doch, ich weiß, das Interesse unserer geehrten Leser ist mehr auf das hiesige Volk gerichtet, als auf die Schilderung unseres Landes, darum auch hierüber ein frisches, buntes Allerlei! Beginnen wir zunächst bei den noch heidnischen Kaffern:

Ein merkwürdiger Zug, den wir da treffen, ist der, daß sie in Zeiten der Not uns Christen um das Gebet ersuchen. Kommt z. B. die Zeit der Aussaat — und diese Zeit ist hier in Natal sehr knapp bemessen; denn pflanzt man eine Woche zu früh, so kommt

ein schädlicher Wurm in die Maiskolben und ruiniert die ganze Frucht, pflanzt man zu spät, unter Umständen bloß um einige Tage, so wird der Mais nicht mehr reif; es kommt der Frost, die Körner schrumpfen ein und liefern nur ein spärliches und minderwertiges Mehl. — Also die Saatzeit ist da, aber der Boden ist steinhart, seit Monaten ist kein Regen mehr gefallen, und das Pflügen ist rein unmöglich. Wie oft hören wir in solchen Zeiten von Heiden und auch von schwarzen Protestanten den Ruf: „Betet doch für uns!“

Weiß denn der Heide überhaupt etwas vom Gebet? Gewiß; ich möchte sagen, der Drang zum Beten ist dem Menschen angeboren, und auch beim Heiden bewährt sich das Sprichwort: Not lehrt beten. Bei einem heftigen Gewitter z. B. — und Gewitter fürchtet der Kaffer aus guten Gründen sehr, denn fast jedes Jahr werden in Südafrika so und so viele vom Blitz erschlagen — kniet auch der roheste Heide in seiner Hütte nieder und fängt in seiner Art zu beten an. Hat er Gelegenheit, so sucht er benachbarte Christen auf, ermahnt sie zum Gebet und fühlt sich in ihrer Nähe sicher.

Man sollte glauben, solche Räten und Bedrängnisse würden sie auch zur Annahme des katholischen Glaubens bewegen, doch das ist leider nur selten der Fall. Ist die Gefahr vorüber, so sprechen sie mit Barao: „Wer ist der Herr, dem ich dienen sollte?“ Familienväter verlassen sich häufig auf das Gebet ihrer Kinder. So lernte ich z. B. in Südafrika einen Zumben (Bürgermeister) kennen; er kam fast jeden Sonntag zum Unterricht in die Kirche, betete auch beim Gottesdienste mit, aber von der Taufe und der förmlichen Annahme des Christentums wollte er nichts wissen. Als ich ihn einmal darüber zur Rede stellte, fragte er ganz verwundert: „Was willst Du denn von mir? Gehe nicht meine Kinder bei euch in die Schule und beten dort für mich? Ist das nicht genug?“ Jeder Versuch, ihn eines Besseren zu belehren, war umsonst.

Die natürliche Gutmütigkeit der Kaffern und ihre Scheu, einem Angehörigen bewußter Weise wehe zu tun, bezeugt uns folgender Fall: Kommt da eines Tages eine junge Kaffernfrau zu mir und klagt: „Waba, was soll ich tun? Mein Bruder hat gestern im Rauch die Mutter geschlagen; wir fürchten uns vor diesem jähzornigen Burschen, der in seiner Wut zu allem fähig ist. Mein Mann arbeitet auswärts, und wir zwei Frauen sind ihm gegenüber wehrlos.“

Da ich meine Leute kannte, sagte ich mehr im Scherz, teilweise auch, um sie auf die Probe zu stellen, sie sollten den frechen Jungen einmal beim weltlichen Gericht anzeigen: das Gefängnis und die harte Sträflingsarbeit würden ihn schon mürbe machen. — Doch davon wollte die gute Frau absolut nichts wissen. Dem eigenen Bruder beim Gericht anzeigen! Nein, nie und nimmermehr! Lieber wollte sie und die alte Mutter zu Hause alles Unrecht erdulden, als dem eigenen lieben Kind und treuen Bruder so ein Leid antun.

Eine gute Portion Geduld ist im Verkehr mit den Schwarzen auch vonnöten. Kommt da eines Morgens — ich war gerade sehr mit Arbeiten überhäuft — ein alter, heidnischer Kaffer daher, schaut mich zunächst mit großen, verwunderten Augen geraume Zeit an und sagt dann endlich: „Uh!“

Ich frage ihn, was er wolle? — Antwort: „Uh!“ „Weshalb kommst du so frühe zu mir?“ — „Uh!“ „Nun, sit' einmal her!“ — „Uh!“ „Nimm eine Priße; dies macht einen heißen Kopf!“ — „Uh!“

„Nun, was gibt's denn eigentlich?“ — „Uh!“
 „Jetzt wurde mir die Sache doch zu langweilig.“
 „Ich habe jetzt zu schreiben,“ sagte ich, „denke inzwischen über deine Sache nach und schau, daß du ins Klare kommst, bis ich mit dem Schreiben fertig bin. Denn ich kann nicht immer für dich allein hierherkommen.“

Nach einer kleinen Viertelstunde begann ich aufzuheben: „Was willst du?“

„Weshalb fragst du mich?“

„Weil ich sonst nicht wissen kann, weshalb du zu mir gekommen bist.“

„Uh, mein Pflug ist gebrochen, und du sollst ihn reparieren.“

„Das hättest du mir aber doch gleich sagen können.“

„Ich fürchte mich.“

„Warum denn?“

„Weil ich kein Geld habe.“

„Wo ist der Pflug?“

„Draußen am Baun.“

„Nun, dann wollen wir ihn einmal anschauen.“

„Aber der Pflug ist ja mitten entzwei gebrochen; da ist nichts mehr zu reparieren.“

„Uh, ja, das fürchtete ich auch; aber ihr Weissen könnt ja alles machen.“

„Aber einen solchen Pflug nicht, da mußt du dir schon einen neuen anschaffen.“

„Uh!“

Kopfschüttelnd trabte der Alte von dannen. Wie lange mag er noch an seinen Pflug gedacht, mit wie vielen darüber geredet und wie oft noch mit „Uh!“ beantwortet haben! —

Unsere Katechumenen verdienen im allgemeinen großes Lob. Die überwiegende Mehrzahl kommt sehr fleißig zum Unterricht — manche haben ein paar Stunden weit zu gehen —, beten gerne und halten sich in jeder Beziehung so, daß sie nicht selten alte, im Christentum ergraute Katholiken tief in den Schatten stellen. Doch Ausnahmen gibt's, wie überall, so auch hier. Als besonderes Kuriosum möchte ich unsern Schlula Schlubi (sprich: Schlula Schlubi) anführen:

Er wohnt schon seit Jahren in nächster Nähe unserer Station und könnte also dem Unterricht und Gottesdienst ganz bequem beiwohnen. Das ist jedoch unserem Schlula Schlubi viel zu anstrengend. Zuweilen, wie z. B. an hohen Festtagen, kommt er wohl, auch den Unterricht besucht er manchmal, d. h. wenn's ihn gerade freut. Zu einem Mehr kann er sich nicht erschwern, hält dies auch gar nicht für notwendig. Jedem Fremden sagt er, er sei ein Christ. Tatsache ist, daß er seit Jahren bei Christen wohnt, und daß er schon zehn Jahre lang zu unseren Katechumenen zählt, daß es aber noch immer nicht zum Empfange der hl. Taufe gebracht hat. Gemeldet hat er sich bisher an

jedem Taustag, nur mußte ihn aber auch jeder Missionär aus naheliegenden Gründen zurückweisen.

Vor etwa einigen Monaten war wieder ein großer Taustag. Solange der Unterricht gedauert hatte, war unser Schlula Schlubi seinen Ziegen nachgelaufen, nur in der vorletzten Unterrichtsstunde hatte er sich zur Verwunderung aller eingefunden. Am Taustage selbst aber kam er in Hose und Tract schon in aller Frühe angestürmt, um ja nicht zu spät zu kommen. Doch auch diesmal mußte ihn der P. Missionar zurückweisen. Schlula Schlubi kratzte sich eine Weile hinter den Ohren und trollte dann gelassen wieder heim, in der Hoffnung, das nächste Mal in seinem Vorhaben glücklicher zu sein. Er kann sich überhaupt in alles fügen und ist nicht der Mann, der sich wegen solch einer Kleinigkeit ein graues Haar wachsen ließe.

Nun, vielleicht nimmt ihn unser Herrgott einmal in die Schule; er lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche; und so hoffen wir, daß es auch bei unserm Schlula Schlubi noch einmal heißen wird:

End gut — alles gut!

(Schluß folgt.)



aus H. Kahlens Kunftverlag, M. Gladbach.

Unbefleckte Empfängnis.



aus H. Kahlens Kunftverlag, M. Gladbach.

St. Anna.

Zu Nazareth im stillen Haus,
 Da gehen Engel ein und aus;
 Sankt Joseph, der Hausvater dort,
 Empfängt von ihnen Gottes Wort.

O seht Sankt Josephs Würden an:
 Ihm ist Gott selber untertan,
 Der Gottessohn ihn Vater nennt,
 Maria ihn als Herrn erkennt.

Durch seiner Hände Arbeit bot
 Dem Heiland er das täglich Brot;
 So ward uns der Erlösung Heil
 Durch Josephs Vaterfor'g' zuteil.

O Joseph, du gerechter Mann,
 Nimm dich in Lieb' auch unser an,
 Fürsorger sei uns immerdar
 Im Leben und in Todesgefahr!

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

Mit Erlaubnis des Verfassers.
(Fortsetzung.)

Ein viel verleumdete und verkanntes Heilmittel.

Nicht von den Katholiken ist es verkannt oder verleumdet, sondern merkwürdigerweise von Leuten, welche nichts davon verstehen, weil sie es gar nicht kennen. Das große Heilmittel ist nämlich

Die Beichte.

Ein „evangelischer Bundesbruder“, namens Tschert (S. 83) schreibt darüber:

„Die Beichte ist eine Erfindung der Priester; sie ist die geheime Macht, durch welche die römische Kirche die Gewissen ganzer Völker knechtet, wie kein Tyrann es vermöchte. Vollends das Abfragen von Sünden — wieviel Seelen mag es schon verdorben haben!“

Wir antworten darauf mit dem Jesuitenpater Brors in seinem „Modernes ABC“ für die Katholiken aller Stände:

N. So viel Worte, so viel Unrichtigkeiten und Verdrehungen. Die Beichte eine Erfindung der Priester! Das wäre die hellste Torheit von Seiten der Priester, die vollste Unmöglichkeit von Seiten des christlichen Volkes. Es wäre die hellste Torheit von Seiten der Priester. Der Gegner, der so etwas behauptet, hat nie im Beichtstuhl gesessen; sonst wüßte er, welche Anstrengung es kostet, viele Stunden da zu sitzen bei Hitze und Kälte, nichts anderes zu hören als die ganze Armseligkeit des menschlichen Herzens — eine solche Anstrengung erfindet man nicht zum Vergnügen. Dann erst bei Tag und Nacht bereit sein, zum Kranken gerufen zu werden, sich tödlicher Ansteckung aussetzen zu müssen, um seine Beichte entgegenzunehmen. Aber nun gar die Uebernahme des Beichtgeheimnisses, durch welches der Priester sogar zur Selbstverteidigung wehrlos gemacht wird; mehr als einmal ist es geschehen, daß er unschuldig zu den entehrendsten und strengsten Strafen verurteilt wurde; er mußte es geschehen lassen; das Beichtgeheimnis durfte er nicht verraten. Das alles für die famose Erfindung der Beichte! Man sieht, die Priester müssen einen eigentümlichen Geschmack haben, Vergnügen zu kosten und zu erfinden! Nein, wäre nicht die Kirche, und wären nicht ihre Priester und das ganze katholische Volk von Anfang an davon überzeugt gewesen, daß Christus der Sohn Gottes in der Gewalt „die Sünden zu vergeben und zu behalten“ (Joh. 20, 23) den Priestern richterliche Gewalt über die Sünden gegeben hätte, wären sie nicht überzeugt gewesen, daß zur Ausübung dieser richterlichen Gewalt eine richterliche Kenntnisaufnahme der Sache gehöre und diese nur durch das freiwillige Bekenntnis des Sünders selber möglich sei: — es wäre unmöglich gewesen, die christliche Welt zur Beichte zu zwingen.

Und nun soll durch die Beichte das Gewissen der Völker geknechtet werden! Nein, entlastet wird's, nicht geknechtet. Frage doch unser Gegner einmal einen Beliebigen, der nach reumütiger Beichte eines langen Sündenlebens aus dem Beichtstuhl tritt, ob er sich geknechtet fühle. Er wird hören: Ja, bevor ich den Beichtstuhl betrat, fühlte ich mich geknechtet, jetzt fühle ich mich froh und aller Fessel entledigt.

Aber das leidige Abfragen von Sünden! Sieht, ein Blinder kann über Farben nicht urteilen. Entweder ist es dem Beichtkind ernst damit, eine Beichte abzulegen und Ruhe für sein Gewissen, Verzeihung der Sünden zu finden; oder es ist ihm nicht ernst. Im letzten Falle mag ihm jede Frage lästig sein, aber es bleibt auch besser ganz aus dem Beichtstuhl um sich nicht noch mit einer neuen Sünde des Unraubes zu beslecken. Im ersten Falle ist das Abfragen nur eine Hilfe für das Beichtkind. Wie Vielen ist es lieb, dadurch unterstützt zu werden und um so rascher und leichter die genügende Anstrengung zu verrichten. Wer eine solche Hilfe nicht will und nicht bedarf, der braucht nur aus sich selber nötige Bekenntnisse abzulegen; der Priester wird gar nicht ungern ohne alles Abfragen lassen. Das katholische Beichtinstitut ist nicht dazu angetan, zu



Aus B. Köhler's Kunstanstalt, M. Gladbach.

Heilige Familie

ins Verderben zu ziehen, sondern die Seelen, die im Verderben stehen, aus demselben herauszureißen.

Heinrich Voß, der jüngere, erzählt in einem Brief über Goethe aus dem Februar 1805: Dienstag, 12. Februar stand er zum erstenmal wieder auf. Er fing er auch wieder an sich vorlesen zu lassen. Er brachte ihm Luthers Tischreden und las ihm daraus vor. Das ließ er sich gefallen eine Stunde lang. Aber er fing er auch zu wettern und zu fluchen an über verfluchte Teufelsimagination unseres Reformators, die ganze sichtbare Welt mit dem Teufel bevölkerte und zum Teufel personifizierte. Bei der Gelegenheit kam er ein schönes Gespräch über die Vorzüge der katholischen und protestantischen Religion. Ich gab ihm zu kommen recht, wenn er die protestantische Religion beschuldigt, sie hätte dem einzelnen Individuum zu tragen gegeben. Chemoals konnte eine Gewissenslast durch andere vom Gewissen genommen werden, muß sie sein belastetes Gewissen selbst tragen und liert darüber die Kraft, mit sich selbst wieder in Harmonie zu kommen. „Die Ehrenbeichte“, so er, „hätte dem Menschen nie sollen genommen werden.“ (Goethe und Schiller in Briefwechsel.)

St. Josephsgärtchen.

Mariä Heimsuchung.

Ueber dieses Geheimnis lesen wir bei Anna Katharina, soweit auch der hl. Joseph dabei beteiligt war, folgendes:

„Bei der Verkündigung der Menschwerdung im Häuschen zu Nazareth war der hl. Joseph nicht da. Er war mit zwei Lasttieren auf dem Wege nach Tiberias begriffen, um seine Geräte zu holen.

Nach der Empfängnis trug die hl. Jungfrau ein großes Verlangen, ihre Base Elisabeth zu besuchen. Ich sah sie mit Joseph auf der Reise, die gegen Mittag ging. Einmal sah ich sie in einer Hütte von Flechtwänden übernachten, welche mit Laubwerk und schönen, weißen Blüten überwachsen war. Sie hatten von da noch etwa zwölf Stunden bis zum Hause des Zacharias.



Aus B. Köhler's Kunstverlag in M. Glabbach.
Das allerheiligste Altarsakrament.

Bei Jerusalem machten sie einen Umweg gegen Morgen, um einsamer zu reisen. Sie umgingen ein Städtchen, zwei Stunden von Emaus, und wandelten auf den Wegen, die Jesus nachher so oft gegangen ist. Sie machten den weiten Weg doch sehr schnell. Einmal sah ich sie zwischen zwei Bergen Balsamtropfen, die sie auf dem Wege gesammelt, in ihr Trinkwasser mischen und Brot genießen.

Das Haus des Zacharias lag auf einem einzelnen Hügel; andere Häuser lagen umher. Nicht ferne davon lag ein ziemlich hoher Bach vom Gebirge herab.

Elisabeth hatte im Gesichte erkannt, daß eine ihres Stammes den Messias gebären werde. Sie hatte an

Maria gedacht, sich sehr nach ihr gesehnt und sie im Geiste zu sich kommen sehen. Sie bereitete daher in ihrem Hause ein Gemach mit Sitzen, harrete hier auf die Erwartete und sah oft nach ihr aus.

Als sie Maria bei ihrer Ankunft voll Freude begrüßte, ging Joseph seitwärts in eine offene Halle des Hauses des Zacharias, begrüßte den alten, ehrwürdigen Priester gar demütig, der ein Täfelchen hatte und ihm schreibend antwortete.

Maria und Elisabeth aber traten im Haus in eine Halle, wo auch die Feuerstelle war. Hier umarmten sie sich und ich sah Licht zwischen beiden niederstrahlen. Elisabeth ward ganz innig, trat mit erhobenen Händen zurück und rief aus: „Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes! Woher kommt mir dies, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“ ... Maria aber kreuzte die Hände vor der Brust und sprach in Begeisterung das Magnificat. —

Später sah ich Joseph und Zacharias wieder bei einander. Sie saßen an der Seite des Hauses in einer offenen Halle und unterhielten sich auf eine Tafel schreibend, von der Nähe des Messias. Neben an war ein Garten mit einem Brunnen. Ich sah Gras und Blumen umher und Bäume mit kleinen gelben Pflaumen. Joseph wollte gleich wieder heim, er wird aber wohl acht Tage bleiben. Er weiß noch nichts von der Empfängnis Mariä; die Frauen schweigen davon; sie hatten beide einen geheimen Bezug in ihrer Empfindung auf einander.

Da alle beisammen waren, beteten sie eine Art Litanei, und ich sah mitten in derselben ein Kreuz erscheinen, und es war doch damals kein Kreuz. Ja, es war, als besuchten sich zwei Kreuze.

Am Abende saßen sie alle wieder zusammen bei einer Lampe unter einem großen Baum des Gartens. Es war eine Decke wie ein Zelt ausgespannt und es standen niedrige Stühle mit Lehnen umher. Joseph und Zacharias sahen dann nach einem Gebetsort, Maria und Elisabeth aber in ihr Kammerlein gehen. Sie waren ganz innig und beteten zusammen das Magnificat.

Am folgenden Tage führte Zacharias den hl. Joseph in einen anderen, vom Hause mehr abgelegenen Garten. Er war mit schönen Bäumen und Stauden besetzt, die voll Früchte waren. In der Mitte war ein Laubgang, und an dessen Ende ein Häuschen mit einem Eingang von der Seite her. Oben sind Öffnungen mit Schiebern, um Licht einzulassen. Es stand auch ein geflochtenes Lager mit Moos darin. Hier sah ich Zacharias und Joseph auch die folgende Nacht zubringen. Sie schliefen teils im Gartenhäuschen, teils beteten sie unter freiem Himmel; in aller Frühe kehrten sie wieder nach dem Hause zurück. (Fortf. folgt).

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

Als nun die Krieger am jenseitigen Ufer sahen, daß wir glücklich durchgekommen, stießen sie furchtbare Drohungen gegen uns aus und rannten dann fluchabwärts.

„Steh' auf, Baleka,“ sagte ich, „sie sind fort, um eine Furt zu suchen. „O laß mich sterben!“ erwiderte sie.

Ich aber zwang sie, aufzustehen, nach einer Weile kam sie wieder zu Atem, und nun eilten wir die Anhöhe hinauf, so schnell wir nur eben konnten. Nach etwa zwei Stunden hatten wir deren Gipfel erreicht und sahen nun von hier aus in weiter Ferne einen großen Kraal.

„Hasse Mut,“ rief ich aus, „siehe, das ist Tschakas Königskraal!“

„Ja, Bruder“ entgegnete sie, „doch was wird daselbst wohl unser warten? Der Tod ist hinter uns und vor uns, ja, wir sind rings vom Tod umgeben.“

Gleich darauf stiegen wir auf einen Fußpfad, der von der Furt des Flusses her direkt nach dem Königskraale führte, und den auch das feindliche Kriegsheer gegangen war. Wir folgten demselben, bis wir zuletzt nur noch eine halbe Stunde vom Kraal entfernt waren.

Hier schauten wir um und siehe, da waren unsere Verfolger wieder! Es waren noch fünf, denn einer von ihnen war beim Passieren des Flusses ertrunken.

Nun begannen wir aufs neue zu rennen, doch wir waren müde und unsere Verfolger kamen schnell näher. Da dachte ich abermals an meinen Hund. Er war stark und fiel wütend jeden an, auf den ich ihn hegte. Er gehorchte auch jezt auf den Wink und rannte mit lautem Gebell auf die Krieger zu. Diese versuchten ihn mit Speeren und Keulen zu töten, doch er wich geschickt aus, rannte beständig um sie herum und biß nach ihnen, so daß sie in unserer Verfolgung aufgehalten wurden. Zuletzt aber traf ihn einer der Krieger, da machte der Hund einen Sprung und packte ihn an der Kehle. Einen Augenblick darauf rollten Hund und Krieger übereinander am Boden, bis zuletzt beide tot liegen blieben. Ach, wie dauerte mich der arme Hund! Man findet heutigentags nicht seines gleichen mehr. Er stammte von einem Burenhunde ab, der seinerzeit ganz allein einen Leoparden getötet hatte. So endete mein guter, treuer Rus.

Inzwischen waren wir immer weiter gerannt. Wir waren jezt nur noch dreihundert Schritte vom Kraal eingang entfernt. Aus dem Staube, der aufstieg und dem Lärm, der von dorthier ertönte, erkannten wir,



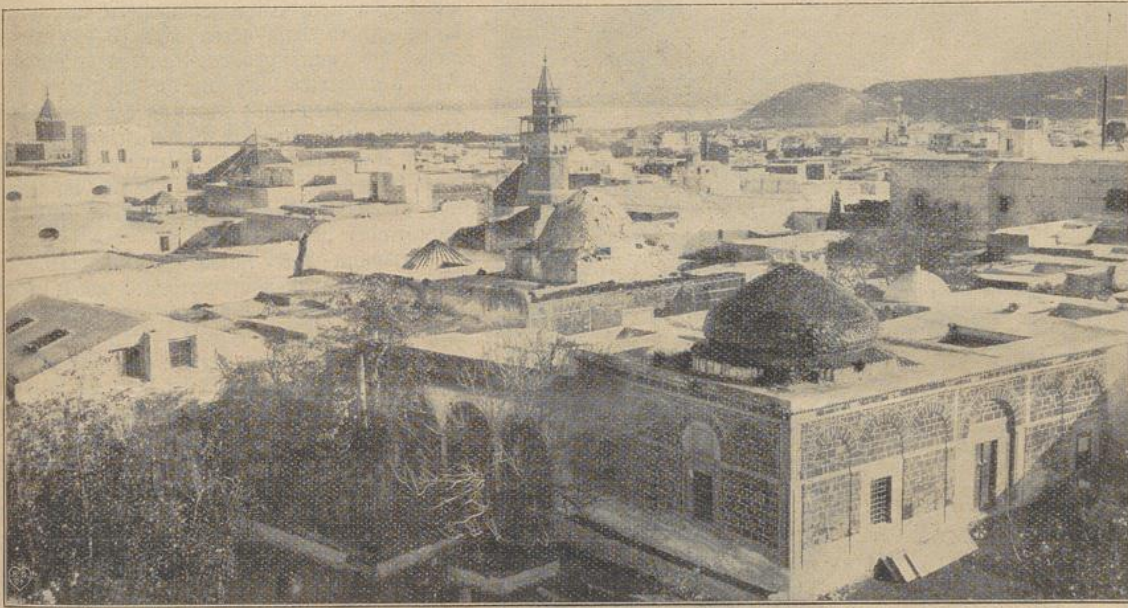
Aus dem Leben der russischen Revolutionäre.

Die revolutionärer Umtriebe verdächtigen Personen werden von Soldaten untersucht, während durch ein gefechtsbereit aufgefahrenes Maschinengewehr Widerseßlichkeit oder Flucht sofort mit dem Tode durch Erschießen geahndet wird.

daß daselbst irgend etwas Außergewöhnliches vor sich ging. Die vier Krieger aber, welche ihren sterbenden Genossen und den Hund hatten liegen lassen, kamen uns schnell näher, so daß sie uns sicher noch vor dem Kraaleingange einholten; denn Balefa konnte vor Ermüdung nur noch langsam voran. Da kam mir ein Gedanke in den Sinn. Ich hatte Balefa hierher gebracht, ich mußte daher auch alles tun, ihr Leben zu erhalten. Gelang es ihr, ohne mich den Kraal zu erreichen, so war sie gerettet. Denn Tschata würde ein so junges und schönes Mädchen wie sie war, nicht töten; das war sicher.

„Laufe, laufe, Balefa,“ rief ich ihr also zu, indem ich hinter ihr zu Boden sank. Das arme Kind war blind vor Schrecken und Erschöpfung, sie erkannte meine Absicht nicht und wankte vollends dem Kraaleingange zu. Ich aber hatte mich niedergesetzt, um wieder etwas Atem zu gewinnen, denn ich wollte im

bei, — sieh' ich trage die Narbe davon heute noch — mein Affagai aber hatte sein Ziel gar wohl gefunden, denn ich hatte damit meinen Gegner durch und durch gerannt, sodaß er sich nach rückwärts stürzend am Boden noch mehrmals überschlug und dichter Staub um ihn aufwirbelte. Ich selbst aber war nun vollständig wehrlos, denn ich hatte vom Schafte meines abgebrochenen Affagais nur ein kleines Stück in der Hand. Da kam aber schon der zweite Gegner, ein baumstarker Mann, der mich hoch überragte auf mich zu. Ich hielt mich für verloren, einem schwarzen Abgrund gleich gähnte es vor meinen Augen; doch plötzlich ward es wieder licht. Blißschnell warf ich mich auf die Knie und Hände nieder und schwang mich dann zur Seite, sodaß ich dabei mit solch mächtigem Anprall an die Füße meines Gegners schlug, daß dieser den Boden verlierend heftig nach rückwärts fiel. Im Nu war ich wieder in der Höhe, griff nach



Tunis. (Siehe Text Seite 166.)

Kämpfe mit vier Kriegern mein Leben teuer verlaufen. Mein Herz pochte laut, das Blut schoß mir in die Augen, und als die Feinde näher kamen, stand ich auf, den Affagai in der Rechten haltend. Da erschien plötzlich das rote Tuch wieder vor meinen Augen und alle Furcht war wie weggeblasen.

Die Krieger kamen paarweise daher gerannt, etwa einen Speerwurf von einander getrennt, beim ersten Paar war wiederum der eine dem andern um sechs Schritte voraus. Der erste nun kam mit lautem Geschrei und hoch erhobenem Schild und Speer auf mich zugerannt. Ich selbst hatte seit dem Passieren der Furt keinen Schild mehr, sondern bloß noch meinen Affagai; doch ich war wieder bei Kräften, er aber vom Rennen erschöpft. Ich wartete ruhig bis er die Lanze zum Stoß erhob, dann ließ ich mich plötzlich auf ein Knie nieder und führte mit aller Wucht hart am Rande des Schildes vorbei einen Stoß nach oben. Er selbst hatte zu gleicher Zeit von oben her einen Stoß nach mir geführt; doch er brachte mir nur eine leichte Fleischwunde an der Schulter

dem Speere, den jener im Falle von sich geschleudert hatte und stieß ihm denselben, als er sich eben wieder mühsam vom Boden aufrichtete, mit solcher Kraft in den Rücken, daß er sofort leblos zusammenbrach. Das alles war das Werk eines Augenblicks; es geschah so schnell, wie ein Blatt vom Baume fällt. Dann rannte ich wieder weiter, denn ich hatte keine Lust, auch mit den beiden andern anzubinden, auch war nun der letzte Rest meiner Kräfte total erschöpft.

Und Balefa, wo war denn sie? Dort etwa hundert Schritte vor mir wankte sie wie eine Betrunkene dem Kraaleingange zu. Als sie noch vierzig Schritte davon entfernt war, holte ich sie wieder ein; doch da fiel sie plötzlich bewußtlos nieder. Dort hinter uns kamen aber auch schon die zwei noch übrigen Verfolger, die nur einen Augenblick bei ihren beiden toten Gefährten Halt gemacht hatten. Sollten wir hier noch direkt am Königskraal elendiglich zu Grunde gehen? Es schien so, denn ich war zu jedem Widerstand vollständig unfähig, doch es sollte anders kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Germana.

(Schluß.)

Donnerstag, den 13. September 1906, führte man Germana um 8 Uhr morgens abermals zur Kirche. Sie folgte nur mit Widerstreben. Als sie der Priester aufforderte, sich auf den im Presbyterium aufgestellten Stuhl niederzulassen, machte sie ein unwilliges Gesicht, drehte sich um und blickte voll Sehnsucht nach dem betr. Fenster auf der Orgelbühne. Erst auf ein streng-gebietendes Zeichen mit der Hand setzte sie sich nieder.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhüll.

Germana (Korb am Arm) und ihre Freundin Monika.

Drei Schwestern mit acht kräftigen Mädchen standen unmittelbar hinter ihr, bereit, im Notfalle zu helfen. Die übrigen Schwestern waren in der Seitenkapelle, die Schulkinder im Schiff der Kirche.

P. Erasmus mußte heute den Exorzismus allein vornehmen, da P. Mansuet zu einem kranken Knaben nach einem fernen Kraal gerufen worden war. An seiner Seite standen die beiden Missionspriester P. Solanus und P. Apollinaris.

Zunächst ermahnte der Priester Germana zum Gebet und Gottvertrauen. Sie nickte zu und faltete für

einen Augenblick die Hände. Sobald aber die Allerheiligen-Vitanei begann, stellten sich die bekannten Zuckungen wieder ein; sie zitterte, verdrehte die Augen und schielte stets nach jenem Fenster. Die Schwestern mußten sehr achthaben, daß sie sitzen blieb.

Bei der Lesung der Evangelien fing sie bereits an zu knirschen und zu stampfen; ihr Gesicht war häßlich entstellt, die Zunge schwoh an, ihre dämonischen Augen schossen wütende Blitze auf den Priester, der den Exorzismus vornahm. Doch lassen wir fortan P. Erasmus selbst das Wort. Er schreibt:

„Ich faßte nun bei Beginn des eigentlichen Exorzismus die Stola, welche wir Germana um den Hals gelegt hatten und welche bisher zwei Schwestern hielten, in die linke Hand, hielt sie unter dem Kinn fest, während ich in der Rechten das Rituale hatte.

P. Apollinaris hielt mich an der Schulter. Es kamen noch einige Schwestern ins Presbyterium, so daß deren nun 7—8 waren, dazu die acht großen, starken Mädchen. Alle klammerten sich an die Wütende, Tobende und Brüllende an, und die ganze Gesellschaft, also 15—16 Personen, nebst Germana und deren Stuhl schwebten über dem Boden. Das sah sowohl ich selbst, wie die Schwestern in der Kapelle und die Schulkinder in der Kirche.

Germana war schrecklich anzusehen, ihr Gesicht war grauenhaft entstellt. Dazu dieses furchtbare Brüllen, Toben und Schlagen. Schwester Lutgard erhielt einen wichtigen Faustschlag auf den Arm, der ein blaues Mal und empfindliche Schmerzen eintrug. Ich aber hielt den Satan an der Stola wie einen Hund an der Kette und exorzizierte nach Kräften weiter, daß mir der Schweiß vom Gesichte rann.

Da die Besessene immer unbändiger wurde, — ihr ganzer Körper wurde schrecklich aufgetrieben, wie von einem mächtigen Blasbalg, ihre Augen durchbohrten mich vor Wut und unsichtbare Mächte schienen sie samt den 16 Personen, die sie umklammerten, emporzuheben, — befahl ich, ihr Handschellen anzulegen und auch die Arme und Füße fest zusammenzubinden.

Doch das war eine schwere Arbeit. Auch Schwester Hilaria und Schwester Servatia, die Oberinnen von Himmelberg und St. Michael, kamen nun herbei. Sie erzählten, sie hätten auf einmal einen Lärm in der Luft gehört, wie fernes, wildes Heulen. Da eilten sie schnell der Kirche zu und kamen noch gerade recht zum Binden und Fesseln.

Alles half nun zusammen, und dennoch dauerte es wohl 3—4 Minuten, bis es endlich gelang, dem wütenden Mädchen nur die Handschellen anzulegen. Ihre beiden Arme waren steif und fast unbiegsam; dabei wurde sie unter furchtbarem Lärmen und Toben immer wieder samt dem Stuhl in die Höhe gehoben.

Die Schulkinder sowohl, wie die Erwachsenen, die in der Kirche zugegen waren, saßen und knieten wachbleich und aschgrau an ihren Plätzen und zitterten und bebten. Einige jammerten halblaut und alle gestanden später: „Wir verharrten im Gebet und bete-

ren mit Kraft. Wir zitterten und bebten, Germana aber beruhigte den Boden nicht mehr, sie schwebte."

Während des Bindens und Knebelns faßte Schwester Anakleta das tobende Mädchen mit beiden Armen fest um die Taille; Schwester Luitgard und Schwester Seraphia aber banden mit Hilfe der Mädchen die Füße. Noch war man bemüht, den rechten Arm ins Handschloß zu legen, als die Rasende plötzlich ihren Arm den zwei haltenden Mädchen entriß und ihn mit solch eiserer Umklammerung um den Hals der Schwester Anakleta legte, daß diese glaubte, erdrückt zu werden. Da sie schwebte Germana wieder samt dem Stuhl soweit in die Höhe, daß die große, schlankgebaute Schwester nur noch mit einer Fußspitze den Boden berührte. Erst das entschiedene Zusammenwirken aller konnte die Schwester von der gefährlichen Umklammerung befreien.

Das Binden und Fesseln unter dem schrecklichen Toben, Brüllen und Heulen, Schlagen, Stoßen und Emporgehoben werden, dauerte eine gute Viertelstunde.

Bisher war Germana trotz ihres Lärmens und Tobens sehr züchtig gewesen, aber dieser Auftritt war nach entsetzlich. Als man die Füße gebunden hatte, riß der Strid. Man band sie daher noch fester über den Kleidern. Als sich die Schwestern bei diesem Anlaß fest auf deren Beinen legten, um sie niederzuhalten, wurden sie samt der Besessenen emporgehoben. Ich aber setzte den Exorzismus mit Ausdauer fort, dem bösen Geist im Namen Gottes und der Kirche immer ernster und dringender befehlend.

Als Germana endlich gefesselt war, lag sie, mit dem Rücken etwas an den Stuhl gelehnt, da, wie ein harter Baumstamm. Sowohl sie selbst, wie der Stuhl schwebten nach oben.

Schwester Anakleta hielt die Besessene noch immer mit umschlungen. Ich selbst hielt sie an der Stola fest. Als ich zur Stelle kam: „Ich beschwöre dich, du alte Schlange,“ tobte und heulte sie ganz erbärmlich und verzückte, Schwester Anakleta in den Arm zu beißen. Ich mahnte Letztere zur Vorsicht; sie aber rief: „Dann soll er beißen! Ich laß nicht mehr los; ich laß mich nicht vom Teufel überwinden!“ — Doch sieh, im nächsten Augenblick wandte die Besessene so geschickt Kopf und Kinn über meine Hand, womit ich die Stola hielt, daß ich es nicht mehr verhindern konnte. Mit wilder Wut biß sie die Schwester in den Arm. Ein

stechender Schmerz, der den ganzen Körper durchzuckte, zeigte Schwester Anakleta an, was geschehen war.

Der Biß ist merkwürdig! Habitärmel u. war absolut nicht verletzt, nur der Schaum und die Zahnspuren waren darauf sichtbar. Auf dem Arm entstanden zuerst nur rote, blaue und grüne Male, den beiden Zahnreihen entsprechend. In der Mitte aber war eine kleine, rote Wunde, wie von einem Schlangenbiß oder wie mit einer Nadel eingestochen. — Am nächsten Morgen hatten alle Male hohe Blasen mit gelbem Wasser wie bei Brandwunden. Der Arm schmerzte noch tagelang ganz tüchtig. P. Manjuet, der Bruder der Schwester Anakleta, segnete den Arm, dann wurde er wieder besser.

Nun setzte ich mit Glauben und Vertrauen nochmal ein und führte den Exorzismus zu Ende. Satan brüllte immer mehr „Wo, Wo, wehe, wehe“, daß es einem durch Mark und Bein ging. Ich fühlte, daß endlich der entscheidende Augenblick gekommen war.

Nochmals erhob sich Germana über alle hinaus sichtbar, schrie und brüllte, daß es jeder Beschreibung spottet — und sank dann nieder. Wie eine Sterbende krümmte sie sich einigemal zusammen und streckte sich zuletzt der ganzen Länge nach aus. Nun war alles vorüber; Germana war von dem schrecklichen Dämon befreit. — Es war 9.30 Vormittags am 13. September 1906 in der Missionskirche zu St. Michaels.

Wir ließen das Mädchen einige Zeit liegen, lösten dann ihre Fesseln und beteten zusammen ein kurzes Dankgebet vor dem Allerheiligsten.

Sie selbst bezeugte, wie sie es fühlte und merkte, wie und wann der böse Geist von ihr gewichen. In ihrem Herzen sei jetzt wieder Ruhe und Frieden und sie könne wieder beten wie am Tage ihrer ersten hl. Kommunion. Unter herzlichen Dankesbezeugungen ging sie sodann zur Ruhe, der sie so sehr bedurfte.

Der Sicherheit wegen versuchten wir Abends gegen 7 Uhr nochmals den Exorzismus; doch Germana war und blieb geheilt. Sie betete und sang nach Herzenslust und bezeugte immer wie, wie unbeschreiblich glücklich und zufrieden sie sich im innersten Herzensgrunde fühlte.

Am nächsten Tag, dem Feste Kreuz-Erhöhung, hielten wir vor ausgehendem hochwürdigsten Gut ein feierliches Te Deum und verrichteten nach dem Rituale Romanum die vorgeschriebenen Dankfagnungsgebete. Die Kinder aber sangen und jubelten den ganzen Tag, und

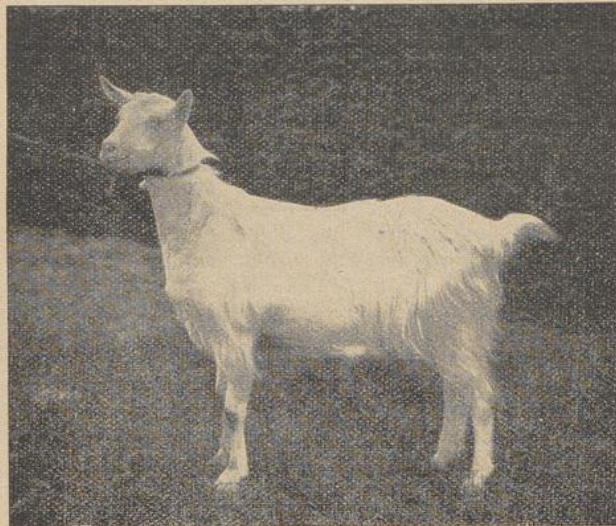


Königskinder der Dschungeln. Eine Gruppe junger Tiger.

auf der ganzen Missionsstation ist seit dieser schrecklichen Affaire ein neuer besserer Geist voll Ernst und Gottesfurcht eingetreten. Nun mit Gott voran! Es lebe Jesus! Amen.

Rassentiere.

Mit der Zucht der Ziege sah es früher recht übel aus. Dieses sehr nützliche Tier, das eine große volkswirtschaftliche Bedeutung besitzt, fand lange Zeit keine



Ziege „Betty“.

Beachtung. Die Ziege wurde nur von kleinen Leuten gezüchtet und verfiel und degenerierte mehr und mehr. Aber endlich fanden sich Retter in der Not, die ihre Blicke nach dem Auslande wandten und dann auch von der Schweiz die ganz vorzügliche Saanenziege — so benannt nach dem Saanental — einführten. Die Erfolge sind ganz handgreifliche. Während unsere gewöhnliche Landziege 300—400 Liter Milch pro Jahr im Durchschnitt gibt, geben die verbesserten und importierten Tiere bis zu 2000 Liter pro Jahr.

Die Ziegenmilch ist viel feiner und nahrhafter als Kuhmilch und in Verbindung mit Haferkleim ein ganz ausgezeichnetes Kindernährmittel.

Der bekannte unangenehme Geruch der Ziegenmilch ist nur eine Folge der Unreinlichkeit und verliert sich ganz, wenn die Tiere und Ställe rein gehalten, gut gelüftet und richtiges Futter verabreicht wird.

Wir führen hier im Bilde einige tüchtige und zugleich schöne Tiere vor. „Betty“ wurde aus Pfungstadt (Hessen) bezogen und ist gegenwärtig im Besitze des Herrn Matthiesen in Groß-Nordende (Holstein). Sie gibt nach Angabe des Besitzers 2000 Liter Milch pro Jahr. Ihre Tochter „Martha“ desselben Besitzers gibt sogar schon, trotzdem sie noch nicht gelammt hat, 2 Liter Milch täglich. Beide Tiere repräsentieren den Saanenschlag. Ihr Bau ist auch ein tadelloser, namentlich ist die Hals- und Brustpartie „der Betty“ eine sehr schöne, ihr Stand ein vorzüglicher. Den dunklen Schlag repräsentiert die Ziege „Bertha“ des

Ziegenzüchtervereins Pfungstadt. Sie ist ebenfalls Tier von schönen Formen und mehrfach prächtig. Möge die Ziege, dieses genügsame Tier, das nur Weide, gutes süßes Heu neben Hafer und Molke und gesunden reinlichen Stall verlangt, die weitest Verbreitung finden.

Auch auf die Verbesserung der Schafzucht werden heute nicht geringe Mittel und große Sorgfalt verwendet.

Schöne Rassentiere, wie z. B. dieser französische Merinobock erzielen hohe Preise.

Der Tiroler Held Peter Mayer.

Ein herrliches Beispiel von Wahrheitsliebe bietet der 22jährige Tiroler Schützenhauptmann Peter Mayer, der im Jahre 1809 neben Andreas Hofer für die Freiheit seines Vaterlandes gegen die Franzosen kämpfte. Mayer besaß ein Haus an einer Berglehne zu Schabs an der Mur, ungefähr eine Stunde von Brixen entfernt, die Franzosen Herren des Landes wurden, Mayer denselben in die Hände. Weil er mit Waffen in der Hand betroffen wurde, wurde er zum Tode verurteilt. Da Peter Mayer als brave Mann allgemein bekannt und überall sehr beliebt war, so nahmen sich viele angesehenere Persönlichkeiten seiner an und baten um seine Begnadigung, darunter auch die menschenfreundliche Gemüthsart des französischen Befehlshabers. So kam es, daß ihn die Franzosen auf eine einfache Art vor dem Tode retten wollten; Mayer sollte nämlich eine schriftliche Erklärung abgeben, er wisse nichts davon gewußt, daß nach dem Friedens-

Schlusse zwischen Oesterreich und Frankreich der Kampf und das Waffentragen verboten gewesen sei. Der Tiroler Held aber weigerte sich trotz der Tränen seiner Frau und Angehörigen, sein Leben zu retten. Er sprach: „Ich will mein Leben nicht durch eine Lüge



Ziege „Martha“.

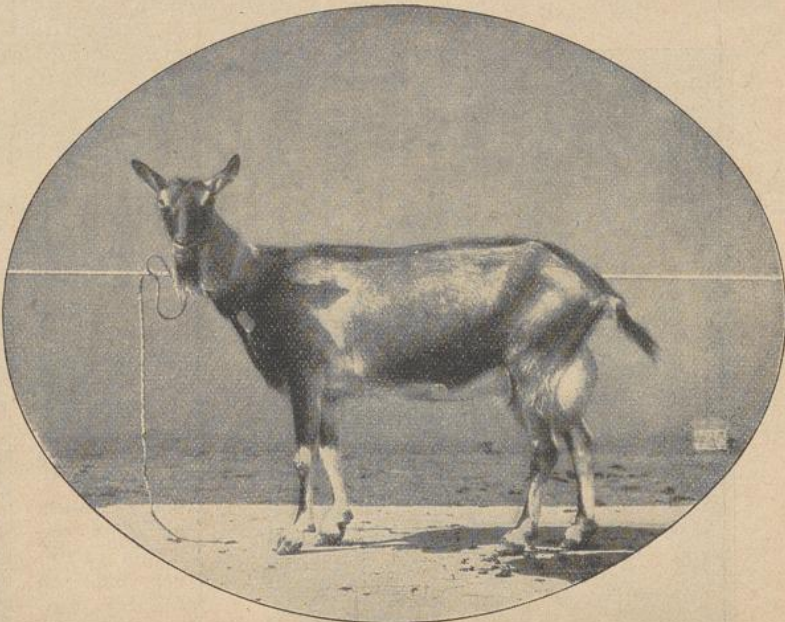
kaufen.“ Er wurde hierauf am 20. Februar zu Bozen erschossen, an demselben Tage, an dem Andreas Hofer zu Mantua den Tod für das Vaterland erlitt. — Dieser junge Tiroler Held ist ein glänzendes Beispiel von Wahrhaftigkeit für alle

Eine Reise rund um Afrika.

(Fortsetzung.)

Als der alte Reiseonkel vor Jahren einmal Biskra besuchte, ließ er sich vom arabischen Portier des Hotels "Sahara" überreden, der nächstgelegenen, nur ca. 25 Kilometer entfernten Oase Sidi-Ofka einen Besuch abzustatten, denn sagte der schlaue Araber, vom hohen Turm der dortigen Moschee aus kann man einen großen Teil der Wüste übersehen. Als der Onkel mit seinem Cicero vor der genannten Oase anlangte, sah er wohl den großen Palmenwald aber nirgends den hohen Turm. Nachdem die aus gestampftem Lehm hergestellte Stadtmauer passiert war, hielt nach einigen Minuten der Ponywagen auf dem Moscheeplatz und unser Onkel machte sich sofort daran, den Turm zu besteigen. Die Aussicht war verblüffend, denn sie reichte bis zu den Kronen der die Moschee ringsum einschließenden Dattelpalmen. Der Onkel war also gründlich hereingefallen, schwieg aber, denn alles Schimpfen hätte den Turm um keinen Zoll höher gemacht. Als Entschädigung vermittelte ihm der Cicero Eintritt in die Moschee, doch mußte der Onkel die Schuhe ausziehen, welche er einem Knaben zur Bewachung übergab. (Kein Christ darf mit Schuhen eine Moschee betreten, selbst die Moslim lassen ihre Sandalen vor der Kirche draußen und zwar aus Achtung vor der Heiligkeit des Ortes). Der Boden ist mit gewöhnlichen, geflochtenen Matten bedeckt, auf welchen die Gläubigen

knien oder mit unterschlagenen Beinen sitzen und ihre Andacht verrichten. Zu sehen gibts absolut nichts, weder Stühle noch Bänke, noch Kanzel oder Altar oder Gemälde, nichts als vier nackte Wände. Als der Onkel aus der Moschee herauskam fand er den Knaben nurmehr im Besitze von einem Schuh, der andere

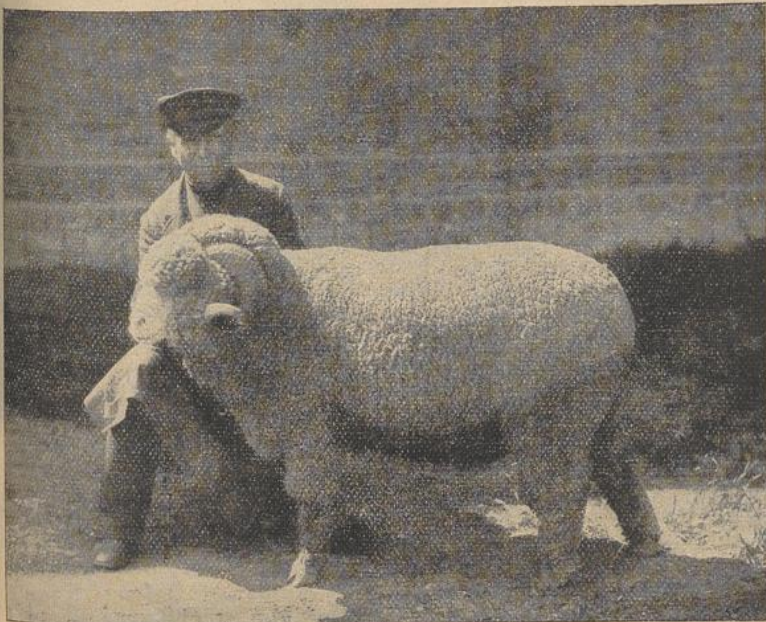


Ziege „Bertha“.

Schuh sei ihm von einem Knaben weggenommen worden, behauptete er. Nun der kleine Streich war zwei Trinkgeld wert und darauf war er ja auch berechnet, denn sobald der Onkel dem braunen Schlingel einen extra Batschisch in Aussicht stellte, fand und brachte er sofort den andern Schuh samt dem Knaben.

Wie schon bemerkt, ist Biskra vorderhand Endstation der Eisenbahn, indeß tragen sich die Franzosen schon lange mit dem Gedanken, die Bahn noch viel weiter ins Innere der Wüste zu verlängern, denn viele der fruchtbaren Oasen enthalten volkreiche Städte und der nicht unbedeutende Handel wird bis zur Stunde von tausenden von Kamelen vermittelt.

Von den furchtbaren Sandstürmen, welche nicht selten große Kamelkarawanen für immer zu decken, von der fata morgana (merkwürdige Luftspiegelungen), von der entsetzlichen Sommerhitze, von den unruhigen, kriegerischen Nomadenstämmen u. wird wohl der freundliche Leser schon wiederholt gehört haben und deshalb freundlichst entschuldigen, wenn der alte Onkel ohne viel Komplimente sich von der alten



Französischer Merinobock.

„Sahara“ verabschiedet, um den Morgenzug zu benutzen, der ihn in zirka 24 Stunden nach Tunis bringt.

Das Land Tunis erreicht rund 100 000 qkm, ist also um ein Viertel größer als das Königreich Bayern, zählt aber noch lange nicht 2 Millionen Einwohner, wovon kaum 100 000 Europäer, alle übrigen mohamedanische Araber verschiedener Stämme. Das Land



Vers Schleiertes tunesisches Mädchen auf der Straße.
(Siehe Text.)

ist ziemlich reich an Mineralien: Zink, Blei, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Gold etc., und stellenweise auch sehr fruchtbar, doch steigt im Juli und August infolge der Glutwinde aus der anstoßenden Wüste Sahara das Thermometer bis über 40 Grad und versengt die Kulturen im Innern, während in den Küstengebieten und höheren Lagen Südfrüchte, Oliven, Wein, Mais, Hafer, Weizen etc. trefflich gedeihen.

Das Land steht seit 1881 unter französischem Protektorat und wird von Paris aus regiert, während der Bei von Tunis mit Resignation und Gemütsruhe das ihm von den Franzosen bewilligte Taschengeld von jährlich zirka 1 1/2 Millionen Frs. verzehrt.

Die Stadt Tunis dürfte heute nicht mehr weit von 200 000 Einwohnern sein, wovon zirka 60 000 Europäer und über 50 000 Juden und bietet viel Interessantes. Sie ist zwischen zwei Seen gelegen und war ursprünglich befestigt. Die Villa-Vorstädte, sowie das Europäer-Viertel weisen recht hübsche Bauten auf, während die Altstadt mit ihren engen, krummen, oft überdachten Straßen, ihren großen Bazars und Karawansereien, zahlreichen Moscheen etc., den orientalischen Charakter ziemlich rein bewahrt hat. Die, zum Schutze gegen die heißen Sonnenstrahlen teils überwölbten, teils mit Brettern überdachten Straßen (Souks genannt) sind wirklich eine Sehenswürdigkeit.

Fast jeder Souk trägt den Namen seiner Spezialität. z. B. Souk-el-Attarin (Parfümerie-Bazar), in dem Souks findet man nur Waffen oder nur Bijouterie, Koffern, Teppiche u. s. w. In diesen engen Bazar- gassen drängen sich tausende von Arabern in saubere, weiße Mäntel gehüllt, den rasierten Kopf mit dem unvermeidlichen Turban bedeckt. Die Frauen sind, wie das Bild zeigt, ebenfalls in weiß gekleidet und dürfen sich auf der Straße niemals unverschleiert zeigen. Unverheirateten Mädchen ist es nicht einmal gestattet, allein auszugehen, sie müssen sie von einem Mitgliede des Hauses begleitet sein und ihr Schleier ist so dicht, daß sie ihn spannen müssen, um besser zu sehen (wie beistehendes Bild zeigt).

Oberhalb der Stadt auf einer sanften Anhöhe liegt die alte Kasba, ein weitläufiges, mit hohen Mauer bewehrtes Schloß, das i. J. von den Spaniern bedeutend vergrößert und befestigt wurde; heute dient es der französischen Besatzung als Kaserne. In der Kasba war es, wo die 20 000 Christensklaven gefangen

gehalten wurden, denen es im Jahre 1535 gelang, auszubringen und Kaiser Karl V. von Spanien die Tore von Tunis zu öffnen, wodurch sie ihre Freiheit wieder erlangten. Tunis war eben zu gleicher Zeit wie Algier ein gefürchteter Korsaren- oder Seeräuberstaat. Seine Gründung geschah wohl gleichzeitig mit dem benachbarten Karthago, doch erst nach der vollständigen Zerstörung von Karthago im Jahre 689 durch diehereinbrechenden fanatischen



Mohamedanerin in Tunis im Straßenkostüm.

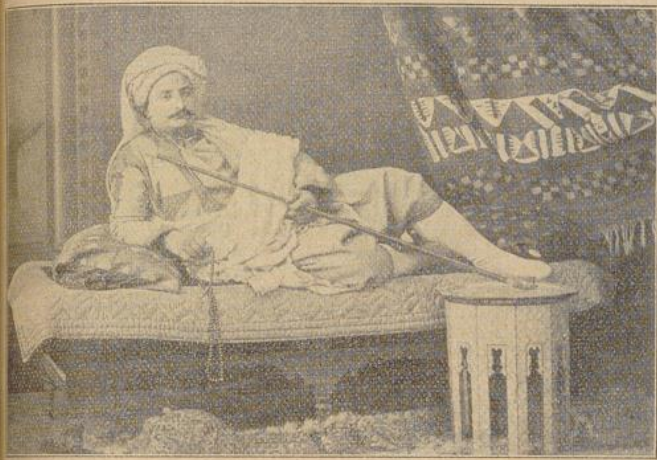
Mohamedaner gelangte Tunis zu steigender Bedeutung. Die Geschichte der Stadt und des Landes bietet wenige Blätter, die nicht von Palastrevolutionen, Mord und Attentaten handeln; der größte Teil der Herrscher starb einem gewaltsamen Tode. — Heute liegt, wie gesagt, die gesamte Verwaltung des Landes in den Händen der Franzosen, welche in Biserta (65 Kilometer von Tunis entfernt) einen stark befestigten Kriegshafen eingerichtet haben.

Von Tunis führt eine Eisenbahn nach dem am Meer gelegenen, etwa 20 Kilometer entfernten

Karthago. Diese Stadt ist wohl jedem bekannt, dem Schüler wegen Hannibal und dem Christen wegen dem hl. Augustin und seiner Mutter Monika, welche hier lebten. Die Stadt wurde ums Jahr 813 v. Chr. gegründet von Phöniziern, welche den Ort bald be-

1903. Sollte jemand diesen Kalender wünschen, so können wir noch mit einigen Exemplaren dienen.)

Wir steuern nun in gerader Linie Egypten zu, dem Wunderlande.

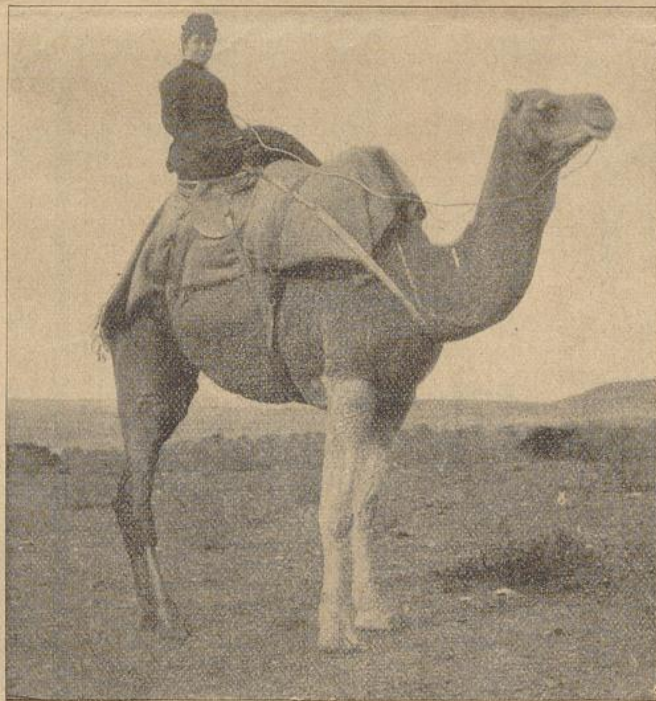


Reicher Araber sein Pfeifchen rauchend.

festigten und zu einem bedeutenden Handelsplatze machten. Die Stadt hatte zur Blütezeit eine Länge von über 8 Kilometer und war von der Landseite durch eine dreifache gewaltige Umwallung geschützt und durch ebenso staunenswerte Wasserbauten von der Meerseite befestigt. Trotzdem Karthago mehrfach zerstört und ausgeraubt wurde, so haben sich doch noch Ruinen bis auf den heutigen Tag erhalten, die unsere Bewunderung erregen, z. B. der stellenweise noch gut erhaltene Aquädukt, welcher ausgezeichnetes Quellwasser in großer Menge aus einer Entfernung von über 50 Kilometer in die auf den Anhöhen von Karthago gelegenen kunstgerecht angelegten Zisternen leitete, welche letztere heute noch ihrem Zwecke dienen. Auf dem ruinenbesäeten etwa 60 Meter hohen Hügel, „Byrsa“ genannt, erbaute vor einigen Jahren Kardinal Lavigieri eine, die ganze Gegend beherrschende, weiße Kathedrale (siehe Bild Seite 149). Nicht weit davon befindet sich eine kleine runde Kapelle, 1842 erbaut zum Andenken an den hl. König Ludwig IX. von Frankreich, welcher auf seinem Kreuzzuge am 25. August 1270 hier an der Pest starb.

Gar vieles ließe sich noch besichtigen, z. B. der Barbo, das alte Residenzschloß der Herrscher von Tunis; La Goulette, bis vor kurzem der Hafenplatz von Tunis, heute fast verlassen, denn die großen Dampfer gelangen nun durch den zirka 10 Kilometer langen Kanal, der vom Meer weg mitten durch den Ort führt, aber kaum 5 Fuß tiefen Bahira-See gebaut wurde, bis in die Nähe der Stadt Tunis. Doch es ist hohe Zeit, daß wir uns aufs Schiff begeben, denn wir haben noch einen gar weiten Weg vor uns. (Einen interessanten illustrierten Artikel über Tunis, Karthago u. s. w. findet der freundliche Leser auch im Mariannhill-Kalender

Ueber die Straußenzucht in Südafrika enthält das „Ackerbau-Journal vom Kap der guten Hoffnung“ einige Angaben, die im Hinblick auf die Aussichten, die man sich teilweise auch in Deutschland von der Straußenzucht verspricht, Interesse bieten. Der durchschnittliche Marktwert für Strauße ist schwer zu ermitteln, weil die Einzelpreise zu große Unterschiede zeigen. Der Preis bewegt sich für einjährige Vögel zwischen 10 Schilling und 50 £strl., für zweijährige und ältere zwischen 1 £strl. und 200 £strl. Ungefähr kann man den Durchschnittswert für zweijährige Strauße mit 25 £strl. ansetzen. Im Distrikt Dordrecht, dem Hauptgebiet der Straußenzucht, berechnet man den Ertrag eines Federchnitts mit durchschnittlich rund 5 £strl.; in zwei Jahren kann man drei Schnitte vornehmen. Die besten Vögel ergeben bei einem Schnitt Federn im Werte von 25 £strl. und mehr, während manche nur für 1 £strl. Federn liefern. Von guten, mit Luzerne gefütterten Vögeln erhält man jährlich Federn im Durchschnittswerte von 8 £strl. Zur Fütterung von 6 Vögeln braucht man ein Luzernfeld von 1 Morgen (etwa 81 Ar).



Wie europäische Damen in Afrika reiten.

Schneemessung. Ein Pfarrer aus dem salzburgischen Hochgebirge teilt mit, daß ein Förster seiner Pfarrgemeinde aus Interesse die Schneefälle seit Beginn des heurigen Winters auf folgende Art gemessen hat:

Bei jedem Schneefalle stellte er einen Tisch ins Freie und ließ ihn so lange stehen, bis es zu schneien aufgehört hatte. Dann maß er jedesmal die Höhe der

Schneefichte und säuberte wieder den Tisch. Das Resultat ergab für den heurigen Winter eine Schneehöhe von 21 m 30 cm.



Rück von den sieben, Ende März nach dem Trappisten-Missionskloster Mariannhill abgereisten Postulanten (durch ein Mißgeschick des Photographen wurden zwei Köpfe defekt und eine Neuaufnahme war leider nicht mehr möglich). Alle sind inzwischen wohlbehalten in Mariannhill angekommen und wurden vorderhand 3 dem Chöre und 4 den Brüdern zugeteilt.

Der nächste Postulantenzug wird Ende September oder Anfangs Oktober abgehen. Wer sich für die Aufnahme-Bedingungen interessiert, findet jede gewünschte Auskunft im Vergiftmeinnicht Nr. 2 dieses Jahres auf Seite 45 bis 48, sowie bei der Vertretung der Mission Mariannhill.

Dank sagungen

sind eingegangen und war Veröffentlichung versprochen, aus Marburg, Rantweil, Klagenfurt.

Gebets-Empfehlungen.

Eine schwer geprüfte Familie. — Eine kranke Mutter. — Eine kranke Großmutter. — Eine Familienmutter mit ihren Kindern. — Ein Fräulein im Berufswahl. — Ein auf Fremde geratener Jüngling. — Eine Wohltäterin in Augenleiden. — Eine Gerichtsverhandlung. — Um Sinnesänderung einer Hausmutter. — Ein Student um Bewahrung des Glaubens und Erlangung des Berufes. — Um allseitige Erkenntnis der Berufswahl. — Ein krankes Kind. — Eine kranke Frau. — Mehrere Wohltäter in bes. Anliegen. — Eine kranke Wohltäterin mit schwerem Anliegen und um guten Ausgang in einer Geschäftsangelegenheit. — Der schwer kranke Schwiegersohn eines Wohltäters. — Ein kranker Vater. — Dem Trunk ergebene Männer. — Die Bekehrung eines Kranken. — Um gute Kindererziehung. — Um glückliche Operation. — Verkauf einer Fabrik u. Bekehrung eines Trunkers. — Um baldige Genesung eines Familienvaters. — Ein dringendes schweres Anliegen. — Um Erlangung der Gesundheit. — Für einen leichtsinnigen Bruder. — Um Wiedererlangung des Augenlichtes. — Um gute Kindererziehung und Tilgung von Schulden. — Für lebende und verstorbene Familienmitglieder. — Mehrere Magenleidende. — Ein wichtiges Anliegen, sowie Erlangung der Ge-

sundheit. — Eine Familie mit einigen ungerateten Kindern. — Eine Berufswahl. — Zwei Brüder um Sinnesänderung. — wichtiges Familienanliegen. — Ein Kind, das krank und zornig. — Ein Sünder und zwei wichtige Anliegen. — Ein kranke Frau und zwei schwere Anliegen. — Die Einnahme einer Jungfrau. — Eine nervenranke Tochter. — Mehrere Familien. — Mehrere kranke Wohltäter und Beförderer.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltätigkeitsbundes sind gestorben und werden dem frommen Gedächtnis unserer Leser empfohlen:

Frau Anna Steinhauer, Altdorf; Herr Mich. Schilling, Willanzheim; Marg. Fries, Böttigheim; Herr Privatier W. Glinzberg; Herr Jakob Wagner, Dönnbach; Otto Laubert, Schönfels; Mannedorf; Frä. Katharina Huber, Ruspach; Walburga Flegler, Regensburg; Herr Wunsch, Bühl; Magdalena Rüdert, Forst; Magdalena Teitl, Schwarzbach; M. J. O. S. Fr., Karlsruhe; Johanna Gruber, Leipsiedingen; Herr S. Fr. Adam Preußel, Stamsried; Barbara Schmitt, Unterwittighausen; Herr u. Frau Joppenberger, Haberal; Josepha Jorell, Ravensburg; Joseph Kallenbach, Weismann; Kaspar Joseph Voetschert, Köln; Frau Barbara Weimar, Berg; Frä. Josephine Grieschop, Lohne; Hubert Blinzler, Berg; Albert Wiesmann, Bitterfeld; Frau Wwe. Bojeon, Teft; Frä. Maria Riel, Boppard; Hochw. Herr Dechant K. Goessfeld; Hochw. Herr Dechant Frankfurter, Udem; Frau Maria Elisabeth Vietken, geb. Pauf; Herr Wilhelm Hoy, Josef, Bed, Groß-Florian; Sr. Franz Falkner, Guss; Frä. Josepha Reus, Wippach; Anton Wörthen, Wornitz; Frau Stübener, Brud a. d. Mur; Andreas Winkler, Damsweg; Franziska Rischer, Neustadt b. Scheibbs; Joseph, helm, Perlesreuth; Theresia Kunast, Alt-Chrenberg; Franz, Borauer, Nied; Heinrich Walser, Rantweil; Elisabeth Rantweil; Anton Zuppan, Graz; Mich. Kumayer, Urfahr; Linz; Elise Reich, Rantweil; Maria Kainzer, Klagenfurt; W. Zentner, Krensmünster; W. John Stuber, Cleveland; W. Mrs. Schlund, Cleveland, Ohio; Mrs. Katharina K. Rodester, N.Y.; Mrs. Barthmaier, Buffalo, N.Y.; Margarete Preußel, Stamsried.

Mariannhill

Trappisten-Missionen

Kalender 1908.

Hilfs-Missionär der Trappisten-Mission Mariannhill ist jede Person, welche den Mariannhill-Kalender pro 1908 verbreitet, weil der Reingewinn zur Ausbreitung des heiligen Glaubens unter den heidnischen Völkern bestimmt ist. Die Verbreiter unseres Mariannhill-Kalenders nehmen als Wohltäter unserer Mission Anteil an den zwei, oft drei hl. Messen, welche in der Abteikirche zu Mariannhill täglich für die Wohltäter gelesen werden.

Wer mindestens zwölf Kalender bezieht, erhält auf Wunsch, nach Einfindung des Betrages, eine interessante Originalphotographie in unserer eigenen photogr. Anstalt in Mariannhill hergestellt. Diese auf prächtigem Karton aufgezogenen Photographien bilden einen Schmuck für jedes Zimmer.

Im Uebrigen verweisen wir auf das, in der Mai-Nummer des Vergiftmeinnicht enthaltene rote Zirkular.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.